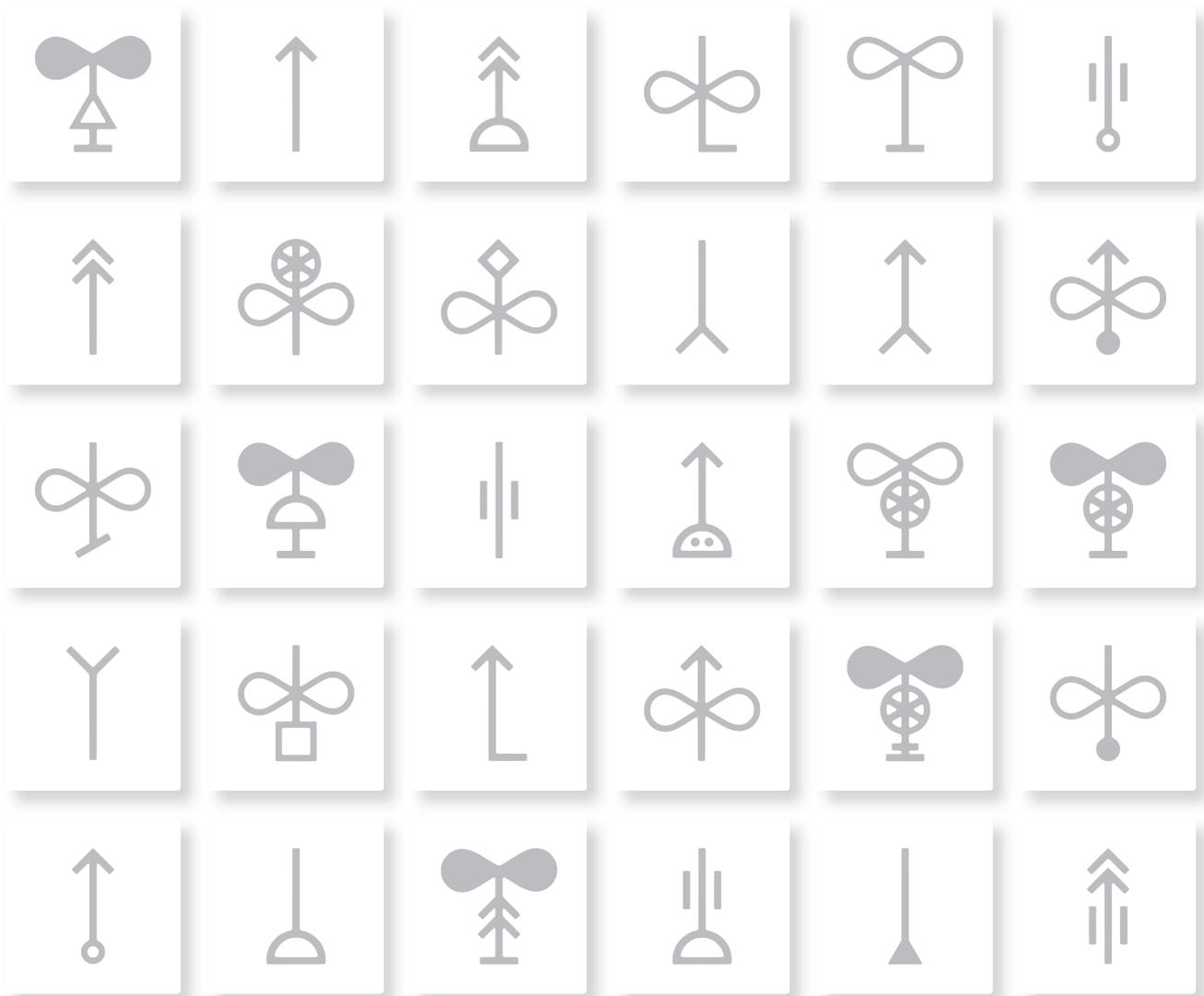


hEFT

für literatur, stadt und alltag



Humanitäre Intervention



Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 36 (10. Jg.), April 2014 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.500 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000, BIC: DEUTDE33HAN // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Caroline Hemmann, Kerstin Wölke, Jörg Müller // Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Peter Lauensteiner, Paul-Ruben Mundthal // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Stefan Kowalczyk // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 4, 12 bis 14 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 27. Juni; Redaktions- und Anzeigenschluß: 23. Mai // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

Stadt & Alltag

- 4 Schöne Aussicht
- 5 Defensionskaserne
- 7 Kultur für lau
- 8 Erfurter Textschmiede
- 9 Wir schreiben alle!
- 10 Plattenbausee in Bratislava
- 13 Fünf Fragen an: Napoleon
- 14 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 15 Termine
- 16 Aus der Provinz: Rudolstadt
- 20 Kommune mal anders
- 23 Das Lager muss weg

- 26 Fotostrecke

Literatur Humanitäre Intervention

- 30 Welkes Handwerk
- 32 DAfEG
- 36 Jungs dritter Klasse
- 38 Stille, schweigsame Spree
- 42 Koller und Schwenk
- 45 Humanitäres Phlegma
- 47 Drei Bilder des Mars

- 59 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

»Wie viele Worte braucht der Mensch?«, lautet das diesjährige kulturelle Jahresthema der Stadt Erfurt. In 29 ganz unterschiedlichen Projekten stehen Sprache und Texte im Mittelpunkt. Los geht's am 1. April in der Bibliothek am Berliner Platz mit einer »Kung-Fu-Projekt-Lesung«. Und auch schonmal zum Vormerken: Das »Komitee für lästige Bildung«, in dem sich unter anderem Leute von I love Marbach Records und der Galerie 7b zusammengeschlossen haben, veranstaltet am 14. Juni »Muddled Tongues« – eine achtstündige Live-Wortcollage im Lutherpark, in der rund 16 Thüringer DJs Hörspiele auflegen werden. Auch das hEFt lässt sich nicht lumpen: Unter dem Titel »Schreiben auf den Punkt« veranstalten wir mehrere Schreibwerkstätten ab Mai. Näheres gibt's demnächst auf unserer Webseite und auf Erfurt.de, wo alle Veranstaltungen des Jahresthemas aufgeführt sind.

Ob allein das Veröffentlichen von bestimmten Texten schon als »Humanitäre Intervention« bezeichnet werden kann, ist zumindest zweifelhaft; das Nicht-Veröffentlichen hingegen kann zuweilen durchaus als solche gelten. Im spezifischen Zusammenhang, in dem der Begriff in den letzten Jahren seinen Aufstieg erlebte, bedeutet er nichts weniger als das militärische Eingreifen in die Souveränität eines Staates zum Schutz von dort lebenden Menschen. Nach welchen Interessenlagen Krisensituationen von den militärisch potenten Mächten der Welt als solche eingestuft werden und wie unterschiedlich die entsprechenden Maßnahmen ausfallen, zeigt die jüngere Vergangenheit in erschreckender Weise. Wie unterschiedlich unsere Autoren – diesmal sind es tatsächlich ausschließlich männliche Mitmenschen – das Thema für sich interpretiert haben, könnt ihr ab Seite 30 lesen.

Wir wünschen eine gute Zeit!

Die Redaktion

hEFt in die Hand

Offene Redaktion am 30. April // 19:30 Uhr
Weinstein Le Bar, Kleine Arche 1

Offenes Büro immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141



Titelillustration: Stefan Kowalczyk. Er lebt in Erfurt und neben dem Dasein als Student der Visuellen Kommunikation ist er Teil von GREATMADE, dem Kollektiv für Schrift, Grafik und Illustration in Erfurts erstem Wächterhaus. Wenn er gerade keinen Stift in der Hand hält, fährt er Rennrad, füttert Ponny's oder macht andere wahnsinnig uninteressante Sachen und träumt davon, das auch in Zukunft tun zu können. /// www.greatmade.de



Schöne Aussicht

Ausweitung der Begegnungszone

.....

30. März 2024, Erfurt: Die Gleichstellungsbeauftragte für Menschen mit hoher Aufenthaltsgeschwindigkeit, Irene Juckmüller, äußerte sich besorgt in einem offenen Brief an den Stadtrat: Es gebe immer weniger Menschen, die die Innenstadt passieren möchten, um etwas zu erledigen. Die wenigen, die es noch praktizierten, würden dabei von Beifall spendenden Schaulustigen belästigt. Menschen, deren Weg zur Arbeit sie vormals durch die Innenstadt führte, vermeiden die Begegnungszone entweder oder verweilen in ihr, bis ihre Arbeitgeber sie kündigten.

Kernidee des Innenstadtkonzeptes war, dass dem Zufußgehen und Verweilen besonderer Vorrang eingeräumt wurde. Eine Verkehrsgeschwindigkeit von 0-2 km/h sollte nicht überschritten werden. Im Januar 2014 trat die Umsetzung der Begegnungszone in Phase 1. Der Lieferverkehr spielte sich nur in eigens dafür eingerichteten Lieferzonen zwischen 6 und 7 Uhr morgens ab. Parkplätze wurden abgeschafft (Phase 2 bis 384). Fußgänger und Radfahrer teilten sich die Zone, wobei letztere sich durch Anbringen von Stützrädern auf das Tempolimit eingestellt hatten. Die subjektive Aufenthaltsqualität sank jedoch stetig. Das Fehlen von sichtlich einer Arbeit nachgehenden Menschen führte bei Schaulustigen zu Burnout. »Die Party ist over. Es gibt nichts mehr zu sehen. Man müsste auf Autobahnraststätten ausweichen, um auf ein knappes Parkplatzangebot und damit auf Menschen, die einen Parkplatz suchen, zu treffen«, so Prof. Machdiesel. Die Suche nach Sinn im Stadtsein sei durch die Abschaffung von Ressourcen wie Zeit- und Platznot ad absurdum geführt.

Im Stadtrat beschließt man nun schnelle Abhilfe: Lieferanten bekommen Ausnahmegenehmigungen. Sie dürfen nur in Ausnahmefällen innerhalb der vorgeschriebenen Lieferzeit liefern, ansonsten ganztägig (Phase -1). Ab Phase -2 soll die Begegnungszone in die Fahnerschen Höhen verlegt werden und in die Innenstadt der Anbau von Obst. So kommt wieder Leben in die Stadt. /// kw

»Woodstock 21« – Einigung mit der DB in Sichtweite

.....

1. April 2030, Erfurt: Die Einigung zum Streckenfahrplan des »Woodstock-21-Zuges« mit der Deutschen Bahn steht kurz vor dem Abschluss. Der Unternehmer und Gründer des Franchise »Woodstock 21«, Joschi Korte, sieht wieder Licht am Ende des Tunnels. Nach zähen Verhandlungen um die Integration des »Woodstock-21-Zuges« in den allgemeinen Zugverkehr kann dieser voraussichtlich bereits ab der kommenden Woche den Betrieb aufnehmen. Damit können die mittlerweile dreißig Thüringer Filialen des Franchiseunternehmens autonom angefahren werden. Vor allem die große Nachfrage nach Konzerten und der Eventtourismus hat den Unternehmer zu diesem Schritt bewogen. Besonderes Highlight des Zuges ist der kleine Schallplattenladen im Informationswagen zur Geschichte des Unternehmens. Dazu kommen zwei Bordrestaurants und zwei Cocktailbarwagen sowie eine DJ-Lounge. Entsprechend gut gelaunt kommen Kunden und Konzertbesucher in den Filialen an, meint auch Joschi Korte. Zu Beginn der Verhandlungen mit dem Thüringer Bahnchef fühlte sich Korte sehr an die Gründerzeit erinnert. Nach etlichen Schwierigkeiten und langen Genehmigungsverfahren konnte 2014 der erste »Woodstock 21« im Bahnhof Erfurt-Nord eröffnet werden. Damals standen Stadt und Bauamt dem Umbau eher skeptisch gegenüber. Zahlreiche Auflagen, mit denen Korte nicht gerechnet hatte, warfen ihn in seinem Zeitplan immer wieder zurück. Am Ende ging die Nutzungsänderung vom Bahnhof zum Plattenladen, Café und Club allerdings vollständig auf. Der Boom im Schallplattengeschäft und die vielen Konzertbesucher brachten die nötigen Einnahmen, um weitere Thüringer Bahnhöfe zu kaufen und nach dem »Woodstock-21-Prinzip« auszubauen. Den letzten Bahnhof kaufte Korte 2027, das Jena-Paradies. Nachdem dort der Zugverkehr Ende 2026 gänzlich zum Erliegen kam, zögerte er nicht lange. Warum er so lange mit dem Zugprojekt gewartet hat, weiß er auch nicht so genau. Momentan möchte er etwas kürzer treten und sich ganz seiner Lokführerausbildung widmen. /// sw



Kauf Dir Deine Kultur!



Seit Monaten wird heiß um die Zukunft der Defensionskaserne auf dem Erfurter Petersberg diskutiert. Im März sollte der Stadtrat entscheiden und hat die Entscheidung prompt vertagt

Die Idee ist denkbar einfach: Wenn jeder etwas Geld gibt, kann etwas Großes für alle finanziert werden. Die Abhängigkeit von einem einzigen Geldgeber wäre obsolet – egal, ob sich dieser Investor, Filmproduzent oder Verleger nennt. Jüngst ist der »Stromberg« – Kinofilm auf diese Weise entstanden. Fans haben Geld investiert und so konnte innerhalb kürzester Zeit die erforderliche Million Euro aufgetrieben werden. »Crowdfunding« heißt in diesem Fall das Zauberwort. Den Film haben inzwischen rund eine Million Besucher gesehen, den Fans kann damit sukzessive ihr Geld zurückgezahlt werden.

Und was bei »Stromberg« geht, könnte bald auch in der Erfurter Kultur funktionieren – und zwar bei der Sanierung der Defensionskaserne auf dem Erfurter Petersberg. Vor knapp zwei Jahren hat sich der Verein Kulturquartier Petersberg e. V. mit inzwischen rund 30 Mitgliedern gegründet. Der Verein ist im Moment einer von zwei Hauptbewerbern für die Neunutzung der Kaserne.

Für die Finanzierung dieser Neugestaltung soll eine Genossenschaft gegründet werden, d.h. Interessierte können einen Betrag (z. B. 1.000 Euro) investieren und Genossenschafts-Anteilseigner werden. Ziel ist es, auf diesem Weg die erforderlichen Eigenmittel von 850.000 Euro zusammenzubekommen. Bislang (Stand März 2014) sind auf diesem Weg 160.000 Euro zugesichert worden. Sollte der Eigenmittelanteil erreicht werden, können Darlehen aufgenommen und schließlich auch Städtebaufördermittel beantragt werden. Die Darlehen sollen über gestaffelte Mieten zurückgezahlt werden, d. h. je nach Nutzung zahlen die potenziellen Mieter unterschiedliche Preise. Für sogenannte niedrigschwellige Kultur wird weniger bezahlt als für Büroräume oder Gastronomie.

Die Sanierung selbst erfolgt stufenweise. Der Verein Kulturquartier Petersberg e. V. will zunächst vorrangig die architektonische Außenhaut instandsetzen. Das ist alles noch Zukunftsmusik. Die Entscheidung, wer den Zuschlag bekommt, wurde im Stadtrat bis April vertagt. Dennoch gilt schon jetzt:

Sollten die finanziellen Mittel über die Genossenschaft zusammenkommen, könnte dieses Modell zukünftig beispielhaften Charakter haben. Eine kulturell interessierte Öffentlichkeit finanziert sich ihre Kultur selbst.

Die Liste für potenzielle Investitionen ist in Erfurt lang – angefangen beim ehemaligen Schauspielhaus bis zur alten Malzfabrik. Vorbei könnten dann die Zeiten sein, in welchen Möglichkeiten, wie die öffentliche Nutzung des Heizwerks im Brühl, schlicht verschenkt werden. Kunst und Geld müssten zukünftig dann kein Widerspruch mehr sein, sondern könnten eine kreative Symbiose eingehen. Vielleicht ändert sich so auch langfristig das Bild vom Kulturschaffenden, der von der Hand in den Mund lebt, von Ökonomie keine Ahnung hat und bestenfalls weiß, wo er die Subventionen abgreifen kann. Klischees, die in den hitzig geführten Ratsitzungen beim Thema Defensionskaserne immer wieder auftauchen.

Der Architekt Thomas Schmidt vom Verein Kulturquartier Petersberg stellt klar: »Kultur ist ein Bestandteil unseres Konzeptes, der Schwerpunkt ist die Kreativwirtschaft, also nicht nur der bildende Künstler, sondern Medienleute, Softwareentwickler, Designer, Architekten – Menschen, die kreativ tätig sind und als Wirtschaftsfaktor ein großes Gewicht haben.« Schmidt denkt zudem noch einen Schritt weiter: »Es ist offensichtlich, dass kreative Leute die Stadt Richtung Leipzig verlassen. Alle gehen nach Leipzig. Treffen wir uns nächste Woche in Leipzig, ist doch ein beliebter Spruch. Wir würden auf dem Petersberg gern ein Angebot schaffen, dass hier Räume entstehen, um die Leute in der Stadt zu halten. Wir sind zudem ganz am Anfang einer Entwicklung, diesen Berg wieder ins Bewusstsein der Erfurter zu holen. Mehrere hundert Jahre war der Berg unsichtbar, weil er nicht öffentlich zugänglich war und vor allem militärisch genutzt wurde.«

Es wird also Zeit, dass die richtigen Weichen gestellt werden und Ideen, wie Genossenschaften, salonfähig werden und nicht mehr Herzensprojekte Einzelner bleiben. /// **Reinhard Hucke**

Weitere Informationen zur Genossenschaft und der Defensionskaserne unter

www.kulturquartier-petersberg.de

Kultur für lau

Theatervorstellungen, Konzerte, Kinofilme, Opern – das alles sind kulturelle Veranstaltungen, für die nicht jeder Erfurter genügend Geld zur Verfügung hat. Oftmals gibt es aber Möglichkeiten, Kultur auch geldbeutelchonend in Anspruch zu nehmen. Da solche Angebote aber nicht allgemein bekannt sind, soll die neue hEFt-Sparte »Kultur für lau« ab jetzt darüber Auskunft geben

Für diese Ausgabe haben wir den Schwerpunkt auf das Thema »Theater« gelegt und ich habe mich für euch an einem Samstagabend auf den Weg gemacht, um Erfurter Schaubühnen und Theater für eine Vor-Ort-Recherche zu besuchen.

Meine erste Station war das Theater Erfurt. Gerade hier sind die Preise im Gegensatz zu kleineren Schaubühnen, sagen wir mal, gepfeffert. Doch es gibt einige Angebote, die Kultur für lau versprechen.

Zu empfehlen sind die sogenannten Last-Minute-Tickets, welche zwanzig Minuten vor Vorstellungsbeginn für um die 15 Euro an der Abendkasse erhältlich sind. Mit etwas Glück landet man so für weniger als die Hälfte des eigentlichen Ticketpreises auf Plätzen mit sehr guter Sicht.

Eine spannende Veranstaltung, die komplett kostenlos angeboten wird, ist die »Sonntagsmatinee«, welche jeweils um 11 Uhr stattfindet. Hier geben die Dramaturgen Auskunft über den historischen Hintergrund und die Inszenierung der Stücke. Außerdem werden musikalische Kostproben gespielt.

Ebenfalls für lau sind die Veranstaltungen der Reihe »Rang frei!«, welche 80 Personen die Möglichkeit bietet, die letzte Bühnenorchesterprobe eines Stücks bis zur ersten Pause zu besuchen. Die Probe findet zwar ohne Kostüme statt, beinhaltet aber eine Einführung in das Stück durch den Dramaturgen und gibt somit interessante Einblicke für Theaterinteressierte.

Wer Mitarbeiter und Ensemble des Theater Erfurts schon immer mal persönlich treffen wollte, erhält jeden 10. eines Monats im Café Rommel die Chance dazu. Beim sogenannten »Meet and Greet« wird zu Plaudern, Trinken und Feiern geladen.

Die genauen Termine der genannten Veranstaltungen können auf der Internetseite des Theater Erfurt mit den Suchbegriffen »Matinee«, »Meet and Greet« und »Rang frei« gefunden werden.

An meiner nächsten Station, dem Galli Theater in der Marktstraße, sprach ich mit Herrn Gräfe, welcher mir mitteilte, dass Premiereproben und Voraufführungen hier vergünstigt angeboten werden. Die genauen Termine werden über die Homepage des Theaters und die Tagespresse bekannt gegeben. Wer rechtzeitig reserviert, kann gegenüber der Normalvorstellung etwa die Hälfte sparen.

Neben diesem Angebot für Erwachsene verfügt das Galli Theater über eine kostenfreie, sich wöchentlich wiederholende Veranstaltung für Kinder. Jeden Freitag um 16 Uhr finden im Theater-Café Lesungen, Spiele und Tänze zum Thema »Besuche im Märchenland« statt. Während die Eltern gemütlich einen Kaffee trinken, wird das Programm für die Kleinen ganz nach deren Vorlieben spontan gestaltet.

An der Garderobe des Theater Waidspeicher konnte ich in Erfahrung bringen, dass nach Ankündigung an fünf Dienstagen in der Spielzeit um jeweils 19:30 Uhr die Veranstaltung »Club Orange« stattfindet. Hier wird über neue Inszenierungen informiert und danach in einer offenen Gesprächsrunde über diese diskutiert. Dazu gibt es auf Kosten des Hauses einen Orangensaft gratis. Die genauen Termine können den Monatsspielplänen des Theaters entnommen werden.

Wer sich für die Hintergründe der Theaterstücke interessiert, kann auch einen Blick auf die Homepage des Waidspeichers werfen. Dort sind kostenfreie Unterrichtsmaterialien hinterlegt, die Auskunft über Handlung, Autoren, Musik und Figuren geben.

Meine letzte Station war das Theater im Palais in der Michaelisstraße. Hier können öffentliche Generalproben für etwa zwei Euro besucht werden. Diese werden auf der Homepage und der Facebook-Seite des Theaters im Voraus angekündigt. Weiterhin gibt es ein Bonusprogramm für Kinder: Wer es schafft, sieben Stempel zu sammeln, kann eine Vorstellung im Kindertheater kostenlos besuchen. Das Theater im Palais bietet weiterhin jeden Donnerstag Rabatte für Rentner, Studenten, Schüler und Azubis an. Eine ähnliche Bonuskarte gibt es im »Atelier Theater«: Jeder siebte Theaterbesuch ist gratis. Lesungen kann man hier übrigens schon ab drei Euro besuchen.

/// **Caroline Hemmann**

Kennt ihr weitere Möglichkeiten, wo man Kultur für wenig Geld besuchen kann? Oder habt ihr Vorschläge und Wünsche, was wir für euch recherchieren sollen? Dann schreibt uns an: redaktion@heft-online.de.

Erfurter Textschmiede

Denken, zuhören, schreiben üben und diskutieren. Das sind die Aufgaben der Erfurter Schreibgruppe – einer Gruppe, die trotz ihrer schöpferischen Tätigkeit keinen kreativen Namen braucht. Sie hat es schlichtweg nicht nötig als einzige ihrer Art in der Landeshauptstadt Thüringens. Der findige Gründer, der diese kulturelle Lücke einst erkannt und erfolgreich gefüllt hat, heißt Andreas Budzier – Literaturwissenschaftler, Autor und Slammer. Seit dem vergangenen Sommer schafft er es immer wieder, Leute an die Schreib- und Debattiertafel zu bringen, um über ihre in der Regel recht anschaulichen Texte zu sprechen.

Wie darf man sich einen solchen Abend aber nun genau vorstellen? Zunächst wird geklärt, wie viele Texte zur Besprechung vorliegen. Wenn viele Schreibende zugegen sind, wird danach gefragt, wer dringend eine unmittelbare Einschätzung seines Textes wünscht, beispielsweise im Falle einer geplanten Wettbewerbsteilnahme. Danach hat jeder, der einen Text mitgebracht hat, die Chance, ihn in einer Runde von verschiedensten Leuten vorzulesen und analysieren zu lassen. Die Texte, die einen Umfang von zwei Seiten nicht überschreiten sollten, werden den Zuhörern in Kopie zur Verfügung gestellt. Dadurch kann man sich nicht nur einen akustischen, sondern auch optischen Eindruck verschaffen und hat gleichzeitig die Möglichkeit, am Text Randnotizen anzufügen. Der Lesende kann außerdem zuvor Kriterien benennen, nach denen die Hörer ihre Rückmeldungen gestalten sollen. Darüber hinaus kann der Vorleser für eine genauere Prüfung auch auf Textstellen verweisen, mit denen er selbst noch besonders unzufrieden ist. Im Anschluss an die Analyse wird die Feedback-Runde eröffnet. Dort werden schwache und starke Punkte des Textes herausgestellt, so dass man als Verfasser sofort erkennt, welche Hörer- bzw. Leserwirkung der

eingebraachte Text hat. Dank der verschiedenen Perspektiven, hat man die Chance, die eigene Sicht auf den Text mit neuen Anregungen zu ergänzen. Für die weitere Textarbeit ist es am Ende jedoch jedem selbst überlassen, welche neuen Erkenntnisse oder Ideen an den heimischen Schreibtisch zurückgebracht werden und welche nicht.

Grundsätzlich geht es darum, Kreativität und Handwerk mit Fairness und Niveau zu vereinen. Alle Beteiligten versuchen, bei der gemeinsamen Analyse inhaltlicher und struktureller Textmerkmale einen ehrlichen Blick auf einen mit Mühe verfassten Text zu werfen. Denn schlussendlich ist die Intention hinter der Schreibgruppe, neben der Entwicklung von Kritikfähigkeit, junge Autoren Erfurts zusammenzubringen und zu fördern, neue Sichtweisen und Erfahrungswerte in Achtung vor dem Werk, dem Gegenstand und der Person auszutauschen.

Wo kreative Köpfe sind, können Synergieeffekte entstehen. Weil die Schreibgruppe ein offener Zirkel ist, ist es alle Leuten ab 16 Jahren, die ähnliche Vorlieben hegen und ihre Texte nicht in der Schublade verschwinden sehen wollen, möglich, daran teilzunehmen, egal ob mit Prosa, Dramatik, Lyrik oder einer Randnotiz aus der Mittagspause. Wer also selbst gerne schreibt und konstruktiver Kritik der Erfurter Schreibgruppe nicht abgeneigt ist, kann ihr gern einen Besuch abstatten: Alle vierzehn Tage montags im *LernLokal* in der Magdeburger Allee 102, welches man auch bequem mit der Straßenbahnlinie 1 und 5, Haltestelle Wendenstraße, erreichen kann.
/// Angelina Urbanczyk

Kontakt: a.budzier@highslammer.de



Wir schreiben alle!

Über den Erfurter Autorenstammtisch

Seit dem 7. November 2013 versammeln sich einmal im Monat Erfurter Autoren im *Weinstein. Le Bar*. Hauptinitiator dieser abendlichen Veranstaltungsreihe ist Olaf Trunschke, der selbst Schriftsteller und Dozent für Medieninformatik an der *Hochschule Anhalt* in Köthen ist. Ähnliche Zusammenkünfte sind ihm von seiner Zeit als Texter und Verleger in Berlin vertraut, bei denen sich Menschen über Entwicklungen und ihr eigenes Engagement im Literaturbetrieb austauschen. Aus Verbundenheit zur Thüringer Landeshauptstadt hat er dieses Konzept nun hier umgesetzt.

Sinn des Autorenstammtischs ist, ein Forum für Schreibende, die schon eigene Werke publiziert haben, in Erfurt nicht einfach nur ins Leben zu rufen, sondern auch auf längere Sicht programmatisch auszubauen. Die Treffen kommen gut an, da sich der Kreis der eingeladenen Gäste seit Ende 2013 sichtlich vergrößert hat. Dabei fällt auf, dass nicht nur junge und erfahrene Schriftsteller daran teilnehmen, sondern auch Journalisten, Buchhändler, Verleger oder Künstler. Eventuelle Befürchtungen, als Neuankömmling fände man schwer oder gar keinen Anschluss, bleiben völlig unbegründet. Mit den Anwesenden kommt man schnell ins Gespräch, an Gleichgesinnten mangelt es nicht. Die gemütliche Atmosphäre des gewählten Veranstaltungsortes begünstigt außerdem die Begegnung am großen, runden Tisch.

Das breite Spektrum an beruflichen und persönlichen Erfahrungen soll zum einen dazu dienen, abwechslungsreiche wie auch aktuelle Debatten zwischen den Autoren in Gang zu setzen. Zum anderen wird durch diese Versammlung beabsichtigt, die Beteiligten mit Sachwissen bzw. mit solidem Handwerkzeug auszustatten, um ihnen dadurch eine konkrete Hilfestellung innerhalb des literarischen Lebens zu ermöglichen. Der

Erfurter Autorenstammtisch ist demzufolge kein banaler Kneipengang mit obligatorischem Geplauder, sondern bietet den Schreibenden vielmehr eine Form der Weiterbildung.

Betrachtet man den Ablauf des monatlichen Autorentreffens genauer, so fallen dem Besucher zwei Dinge auf: Jede Veranstaltung wurde inhaltlich mit Sorgfalt vorbereitet und ist zweigeteilt. Im ersten Teil wird den Gästen ein Thema, das beim vorigen Mal festgelegt wurde, zugänglich gemacht. Kleinere Lesungen von Autoren, die nicht in Erfurt leben, kommen dabei genauso in Betracht wie anwendungsbezogene Vorträge. So wurde bereits über das Urheberrecht im digitalen Zeitalter gesprochen. Anfang Februar referierte Olaf Trunschke zudem über die relativ junge Geschichte und den aktuellen Stand des internationalen E-Book-Marktes. Bei der letzten Veranstaltung am 6. März 2014 wurde ein Video-Porträt anlässlich des 85. Geburtstags von Günter Kunert präsentiert.

Im zweiten Teil der Veranstaltung werden die Teilnehmer in Form einer Diskussionsrunde stärker eingebunden. Hierbei ist auffällig, dass die Autoren gegenüber neuen Themen äußerst aufgeschlossen sind, also keine Angst davor haben, mentales Neuland zu betreten. Die stets rege Gesprächsbeteiligung zeigt, dass die Anwesenden mit den vermittelten Inhalten konstruktiv umgehen. Denn Neue Medien, der Umgang mit digitalen Publikationen oder moderne Interpretationen des Urheberrechts stellen zeitgenössische Schriftsteller vor neue Herausforderungen. Beim Erfurter Autorenstammtisch wird über solche Entwicklungen nicht lamentiert. Stattdessen wird darauf aufmerksam gemacht. So bleiben Erfurts Autoren auf dem aktuellen Stand der Dinge. Auf dass sich aus dem »Wir-schreiben-alle« ein möglichst langes »Wir-bleiben-alle« entwickelt! /// **Jörg Müller**

Großer Fuchsfarm-Mal-und-Geschichtenwettbewerb

»Schlumpi, der Fuchs aus dem Steiger, begab sich wie jeden Abend auf seinen Schnüffelstreifzug ...« Gesucht werden Eure Fuchsgeschichten oder Bilder zum Fuchsabenteuer! Mitmachen können Kindergartengruppen und Grundschulklassen.
Einsendeschluss: 30. April 2014 // Alle Infos unter: www.fuchsfarm-erfurt.de



Plattenbausee in Bratislava

Mit »Meine Mutter schwebt im Weltall und Großmutter zieht Furchen« legte die langjährige hEFt-Autorin Franziska Wilhelm ihren Debütroman vor. Wir sprachen mit der Debütantin anlässlich der Buchvorstellung im März in Erfurt

Franziska, im Januar ist dein erster Roman erschienen. Herzlichen Glückwunsch dazu! Bist du jetzt erleichtert?

Ja, ich bin sehr erleichtert. Es hat doch eine ganze Zeit gedauert, bis der Roman fertig war. Ich hab viele Monate vor dem Computer verbracht, während andere Leute irgendwelche Wochenendtrips oder ähnliches unternommen haben. Insgesamt waren es vier Jahre, die ich an dem Roman geschrieben habe, mit Unterbrechungen allerdings. Es hat deutlich länger gedauert, als geplant und ich bin schon froh, dass mir jetzt wieder etwas mehr Zeit für andere Dinge bleibt.

Was war denn der schwierigste Moment während des Schreibens?

Ich glaube, das war ungefähr ein Jahr vor Erscheinen. Ich schrieb und schrieb wie eine Verrückte und trotzdem merkte ich, dass die ursprüngliche Deadline nicht zu halten war. Irgendwie ging es nicht so richtig voran und ich war eigentlich auch mit meinen Kräften am Ende. Ich schrieb ja bereits seit drei Jahren an dem Buch. Auch für mein Umfeld, also Freunde und Bekannte, war das sicher keine einfache Situation.

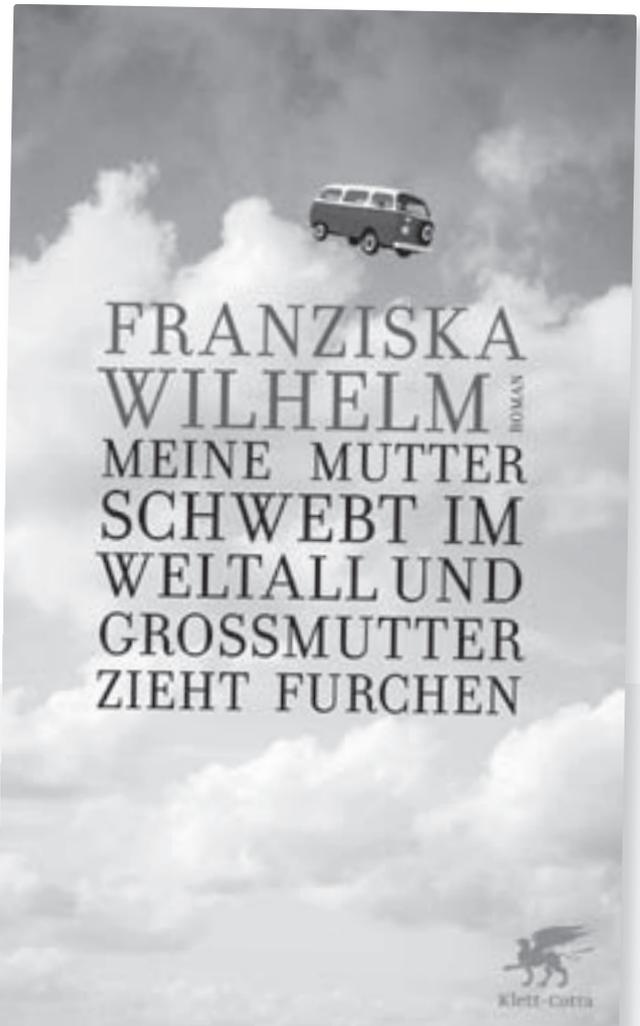
Wie bist du mit dieser, ich nenne es mal Krise, umgegangen?

Ich konnte glücklicherweise meine Arbeitszeiten verkürzen, also die meines Brotberufes, und die Deadline nach hinten verschieben. Es war dann zwar immer noch genauso viel zu tun, aber es erschien mir wieder machbar und ich war dadurch etwas entspannter.

Das heißt, du hast den Roman im Grunde nach Feierabend geschrieben?

Nicht ganz. Zum einen hatte ich ein halbes Jahr ein Stipendium von der Kulturstiftung des Freistaats Sachsen. Da war ich sozusagen Vollzeitautorin. Und sonst habe ich versucht, mir feste Tage fürs Schreiben freizuhalten, also Romantage, an denen ich frei hatte und mich nur mit dem Roman beschäftigt habe. Das

hat auch ganz gut funktioniert. Am Anfang war das immer der Freitag, und später dann Donnerstag und Freitag. An diesen Tagen habe ich mir so eine Art Bürostruktur geschaffen, also morgens gegen Neun in die Bibliothek und dann bis nachmittags um Vier geschrieben, mit Kaffeepause natürlich. So konnte ich am besten und am konzentriertesten arbeiten. Manchmal war das trotzdem ganz schön anstrengend. Für so einen langen Text braucht man sehr viel Disziplin und manchmal quält man sich auch. Aber ich hab dann immer gedacht, sich quälen gehört zum Prozess, das ist ein Teil des Ganzen. Insgesamt fand ich diese Abwechslung zwischen »normaler« Arbeit und Romanarbeit aber gut, weil sonst doch die Gefahr besteht, dass man vor seinem Manuskript vereinsamt.



Franziska Wilhelm:
Meine Mutter schwebt im Weltall und
Großmutter zieht Furchen. Klett-Cotta,
208 Seiten, 18,95 Euro

Man hört ja oft, dass der schönste Moment dann immer derjenige sei, in dem man das fertige Buch in den Händen hält. Wie war das bei dir?

Ja, das stimmt schon, das ist ein schöner Moment. Aber mir hat auch die Recherche sehr viel Spaß gemacht. Ich bin ja mit dem Auto nach Bratislava gefahren, um vor Ort zu recherchieren. Das war sehr lustig, weil man ja sozusagen in einer Rolle reist. Man ist die Schriftstellerin, die etwas herausfinden will. Ich war da in so einem Hostel in Bratislava, hab mein Anliegen erklärt, was ich suche, und alle haben ganz bereitwillig geholfen und mich zu komischen Orten gefahren, zum Beispiel an einen Plattenbausee, über den eine Hochspannungsleitung führt.

Was ist denn ein Plattenbausee?

Ein See mitten in einem Plattenbaugebiet.

Aha, wie romantisch! Wirst du es nochmal tun?

Wahrscheinlich ja. Irgendwer hat mal gesagt, dass man, während man den einen Roman zu Ende schreibt, schon die nächste Idee gebiert. Und so ist es bei mir auch.

Ach ja, Franziska, das hätte ich fast vergessen! Worum geht's eigentlich in deinem Roman?

Er ist eine Mischung aus Roadmovie, Familiengeschichte und Sportplatzkneipenstory. Hauptprotagonistin ist die 23-jährige Milla Enders, eine Sportplatzkneipentochter, die von ihrem Leben genervt ist und aus diesem ausbricht, nicht zuletzt, um ein lang gehütetes Familiengeheimnis zu lüften.

Klingt spannend! Franziska, vielen Dank für das Gespräch!

/// Interview: Alexander Platz



Franziska Wilhelm
Foto: Annette Hauschild

Worte, Worte, nichts als Worte

William Shakespeare zu zitieren, ist heutzutage sicherlich nicht mehr der erfolgversprechendste Weg, um im jugendlichen Alter die Gunst der Holden oder des Verehrten zu erlangen. Da gibt es wohl kein Zurück mehr. Aber einen Versuch, das Werk des englischen Dichters und Dramatikers wieder in den geistigen Cache der jungen Generation zu schleusen, ist es allemal wert. Zumal sich im April dieses Jahres sein Geburtstag zum 450. Mal jährt.

Aus diesem Anlass schreibt der Thüringer Literaturrat gemeinsam mit dem Friedrich-Bödecker-Kreis, der Literarische Gesellschaft und dem Verein Lese-Zeichen den Shakespeare-Schreibwettbewerb 2014 aus. Thüringer Schülerinnen und Schüler der Klassenstufen 9 bis 13 sind aufgerufen, gelungene Aufsätze, Seminarfacharbeiten oder kreative Texte, die sich thematisch mit einem Werk Shakespeares oder dem Dichter selbst auseinandersetzen, einzureichen. Und das ironische Motto des Wettbewerbes lieferte der Meister schonmal selbst: »Worte, Worte, nichts als Worte«.

Einsendeschluss ist der 18. Juli 2014. Die besten Arbeiten werden prämiert und öffentlich vorgestellt. Die ersten fünf Preisträger erhalten ein Preisgeld von 50 bis 150 Euro. Darüber hinaus werden Sachpreise vergeben.

**Ausführliche Ausschreibung unter
www.thueringer-literaturrat.de**



Fünf Fragen an:

Napoleon Bonaparte (1769–1821)

Eure kaiserliche Hoheit, nun ist es schon über 200 Jahre her, dass Sie von den Alliierten aus Deutschland vertrieben worden sind. Trinken Sie denn trotzdem gelegentlich noch ein gutes deutsches Bier?

Ich mochte noch nie Bier, und schon gar kein deutsches. Zu meiner Zeit gab es östlich des Rheins nur Bier zu trinken. Fürchterlich! Ein Getränk für Barbaren!

Sie haben mehrmals auch in Erfurt Station gemacht – zuletzt auf Ihrem Rückzug nach Ihrer Niederlage in der Völkerschlacht. Was gefiel Ihnen damals besonders an der Stadt?

Ach, Mademoiselle, Sie haben ein verqueres Bild von der Welt! Ich habe mich schon 1807 für Erfurt entschieden, aber nicht etwa, weil die Gera so lieblich durch die Stadt geflossen wäre – mit Verlaub: es gab ständig Hochwasser und es hat gestunken wie die Pest –, sondern weil sie an der Via Regia lag und die Mainzer sie ordentlich befestigt hatten. Ich unterhielt in Erfurt seinerzeit mein größtes Waffenarsenal östlich des Rheins, wenn Sie verstehen. Ansonsten interessierte mich Ihr Fleckchen Erde herzlich wenig.

Ja, das Gefühl habe ich auch: Sie haben ja in Vorbereitung auf die Belagerung 1813 rund um die Stadtmauern alle Bäume abholzen lassen und die Stadt quasi unter Wasser gesetzt. Heute gäbe es bei so etwas wilde Bürgerproteste. Haben Sie denn rückblickend kein schlechtes Gewissen?

Schlechtes Gewissen? Ich habe allein in Leipzig fast 70.000 Mann meiner Großen Armee verloren – und Sie klagen über abgeholzte Bäume? Verstehe einer die Deutschen! Ich verstehe ja nicht mehr viel davon, was in Ihrer Zeit passiert, aber dass es soweit kommen musste ... Dabei habe ich Euch damals in Erfurt sogar eine einheitliche Straßenbeleuchtung bauen lassen. Geholfen hat's offenbar nichts.

Dafür lag nach dem Abzug Ihrer glorreichen Armee die halbe Stadt in Schutt und Asche ...

Ach, hören Sie doch auf mit dem Gejammer! Seien Sie froh, dass diese alten Buden endlich weg waren. Und außerdem: Wenn die dämlichen Preußen damals im November 1813 nicht bei dichtem Nebel völlig wahllos einen halben Tag lang die Stadt beschossen hätten, wäre



doch gar nichts passiert. Wahrscheinlich waren alle sturzbesoffen! Nun ja, so hatten Sie dann wenigstens einen schönen, großen Aufmarschplatz am Dom. Und den haben Sie ja, wie ich hörte, auch später noch gut gebrauchen können.

Apropos – ich weiß, Sie sind ein großer Sportsmann. Erlauben Sie mir noch eine Frage zum Abschluss: Wird Frankreich in diesem Jahr Fußball-Weltmeister?

Nun, wenn Zinedine Zidane noch spielen würde, hätte unsere Equipe Tricolore alle Chancen auf den Titel. Er ist von meinem Schlag, ein wahrer Feldherr! Sein Kopfstoß bei der WM 2006 hat mich sehr beeindruckt. Aber mit Ribéry, der wie ein aufgezogenes Wildschwein den Platz umpflügt, werden wir wohl schon in der Vorrunde scheitern. Es wird ein Desaster!

Monsieur Bonaparte, ich danke Ihnen für diese offenen Worte! /// Interview: Anna Marie Bratfisch

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



Zeit für Notbremsen

Es ist noch gar nicht so lang her, da erklärte der Edathy-Beauftragte und freigesetzte Minister Hans-Peter Friedrich die Sicherheit zu einem Supergrundrecht. Dass daraufhin die brasilianische Regierung den Kauf von 37 deutschen Panzern vom Typ »Gepard 1A2« für die Fußball-WM 2014 beabsichtigt, ist nur folgerichtig. Laut Verteidigungsministerium seien die entsprechenden Verhandlungen auch schon »sehr weit vorangeschritten«, was wohl heißen soll, es ist bereits alles palletti. Panzerliebhaber haben bereits Protest eingelegt. Immerhin war der »Gepard 1A2«, bis zu seiner Produktionseinstellung 2010, stets Testsieger in der Military-Ausgabe des ADAC. Allerdings dürfte der Protest wenig Aussicht auf Erfolg haben. Es wird kolportiert, dass die im Raum stehenden 30 Millionen Euro Kaufpreis in erster Linie in den Ausbau der Kitas Adlerhorst, Leopard, Franz-Josef-Strauß und der Hardthöhe-Zwerge fließen sollen. Granatenstark, Ursula!

Brasilien ist sicher. Auf zur WM! Wäre da nicht die zu erwartende Entzerrung des Preisgefüges, an der sich der Pate der Fifa-Mafia Sepp Blatter nebst Neffen eine goldene Nase verdienen und nebenbei aus simplen Kaffeebudenbesitzern Rios die neuen Heißgetränke-Oligarchen werden. Also Vorsicht, heiß und teuer!

Apropos Oligarchen, bis zur »humanitären Intervention« Putins, zum Wohl und Schutz der Russen auf der Halbinsel Krim, ging die Krim auch gern als verschollene Schwester von Jakob und Wilhelm durch. Und jetzt wollen der tapfere Steinmeier, der Obama und die 40 Staaten mal ordentlich den Knüppel aus dem Sack lassen. Alle Achtung! Nach nur noch Rotkäppchen bei Empfängen und besonderen Anlässen, kommt jetzt die Entsendung einer Fact-Finding-Mission, eine Gesandtschaft zur Untersuchung der Gegebenheiten. Nur welche? Fracking gegen Putin, Wirtschaftspläne, Menschenrechte, einen Boxer als Regierungschef? Oder doch die Sorge, dass es sich am Ende auf der Krim gar nicht um

echte russische Soldaten handelt? Selbst Putin räumte kürzlich besorgt ein: Eine Uniform kann sich schließlich jeder besorgen. Keine Ahnung wer das ist, lokale Sicherheitskräfte oder Schauspieler? Oder will man die ultrarechte Swoboda-Partei einfach besser kennenlernen, bevor man sie auf europäischem Parkett einführt? Auch in der Ukraine schenkt man gern einen Wodka ein und dann gilt: Immer schön sauber, ehrlich und moralisch bereit sein!

Und im Fußball? Hier begegnet man dem vermeintlich stärkeren Gegner mit der notwendigen fairen Brutalität. Da zieht man auch gern mal die Notbremse. Oder wer es etwas humaner mag, da gibt es auch das ein oder andere vorsätzliche Foulspiel in hoher Torgefahr. Und das »gemeine« Fußballvolk liebt seine Fußballhelden dafür. Ganz besonders dann, wenn es darum geht, das fußballerische Unvermögen durch robuste Zweikämpfe zu kaschieren. Womit wir dann doch noch beim FC Rot-Weiß Erfurt angekommen wären. Kein Sieg seit dem Jahreswechsel und entsprechend miese Stimmung auf den Zuschauererrängen. Aber nein, von Krise kann keine Rede sein. Auch weitreichende Interventionen sind absolut kein Thema beim RWE. Das klingt momentan eher so: Aktuell befindet sich der RWE lediglich in einer herausfordernden Situation. Der Club steht viel besser da, als die letzten Ergebnisse vermuten lassen. Insbesondere haben die letzten Spiele offengelegt, wo die Chancen liegen und wo sich noch Potenziale verstecken. Die Mannschaft ist in einer Phase der Wahrheit und der Klarheit. Da ist Eigenverantwortung gefragt. Hier muss angesetzt werden und daraus müssen alle die richtigen Schlüsse ableiten. Es gibt keinen Grund die Notbremse zu ziehen, weder bei Spielern, noch beim Trainer. Jetzt warten wir erst mal die Ergebnisse der Fact-Finding-Mission ab. Herzlichen Glückwunsch!

Nur der RWE! Auch wenn es dir mal scheiße geht, ich steh zur, dir weil's weitergeht ...

/// Stefan Werner

Termine

29. März, ab 10 Uhr, Gotha, Winterpalais, Stadtbibliothek Heinrich Heine, Friedrichstr. 2: Tag der offenen Tür und Poetry Slam anlässlich der Neueröffnung der Bibliothek Gotha

29. März, 14:30 Uhr, Limlingerode, Dichterstätte Sarah Kirsch, Lange Reihe 11: Bertolt Brecht und seine Buckower Elegien

29. März, 19:30 Uhr, Erfurt, Speicher, Waagegasse 2: Poetry Slam, Highslammer e. V.

30. März, 20 Uhr, Jena, Café Wagner, Wagnergasse 26: Jonie Schulz liest aus »Kein Zutritt für Hinterwäldler«

30. März, 20 Uhr, Weimar, Kulturzentrum monami, Goetheplatz 11: Poetry Slam

31. März, 19 Uhr, Greiz, Buchhandlung Bücherwurm, Am Markt 2: Jennifer Teege liest aus ihrem Buch »Amon. Mein Großvater hätte mich erschossen«

16. April, 20 Uhr, Erfurt, Studentenzentrum Engelsburg, Allerheiligenstraße 20: LEA – Lesebühne

21. Mai, 20 Uhr, Erfurt, Studentenzentrum Engelsburg, Allerheiligenstraße 20: LEA – Lesebühne

23. Mai, 21 Uhr, Erfurt, Kulturforum Haus Dacheröden, Anger 37/38: Vorstellung der neuen Erfurter Stadtschreiberin Katharina Bendixen und Lesung

9. Juni, 20:30 Uhr, Schloss Ettersburg bei Weimar, Gewehrsaal: Musikalische Lesung mit Eva Matthes »Wir können nicht alle wie Berta sein«. Geschichten und Lieder. Eva Matthes liest, erzählt, singt ... begleitet von Irmgard Schleier am Klavier.

18. Juni, 20 Uhr, Erfurt, Studentenzentrum Engelsburg, Allerheiligenstraße 20: LEA – Lesebühne

TEXTIL-FESTIVAL 2014

Verflixt und zugenäht!

Workshop-Phase:

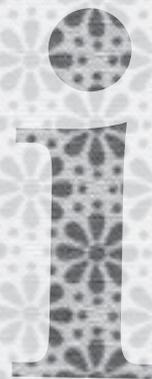
9.–18. Mai

● Hit-Workshop &

● Bestseller-Workshop

Festival-Finale:

9.–11. Oktober



Textil

FESTIVAL DER
JUNGEN LITERATUR
IN THÜRINGEN

www.textil-festival.de

www.facebook.com/textil.festival

Der Kern ist das Theater

hEFt stellt in loser Folge eine Thüringer Stadt abseits der Städtekette Erfurt–Weimar–Jena vor und befragt ihre soziokulturellen Akteure, wie es sich lebt und arbeitet. Diesmal fahren wir nach Rudolstadt und trafen dort auf drei engagierte Frauen. Wir sprachen mit Petra Rottschalk, Claudia Henniger und Johanna Fischer über das Geheimnis von Rudolstadt, soziokulturelle Standhaftigkeit, gute Aufzuchtbedingungen und die Leningrad Cowboys

Was ist das Geheimnis von Rudolstadt? Warum passiert in einer Stadt mit 22.000 Einwohnern kulturell so viel? Oder täuscht der Eindruck?

Petra Rottschalk: Also erstens, wir haben 23.000 Einwohner und wir sind froh über jeden einzelnen. Und zweitens, ich glaube, der Eindruck täuscht nicht, dass in Rudolstadt mehr los ist, als in einer vergleichbaren Stadt in Thüringen oder sogar in den alten Bundesländern. Da gibt es bestimmte Angebote gar nicht. Ich denke, das Geheimnis liegt gerade darin, dass die Stadt so klein ist. Man kennt die Akteure, die Wege sind kurz und der Aufwand gering, um mit anderen Leuten zusammenzuarbeiten. Und im besten Fall stimmt dann auch noch die Chemie untereinander. Es ist sicherlich auch von Nutzen, dass Rudolstadt eine Residenzstadt war, sodass bestimmte Institutionen (wie das Theater) einfach da sind. An die lässt sich dann vieles andere andocken.

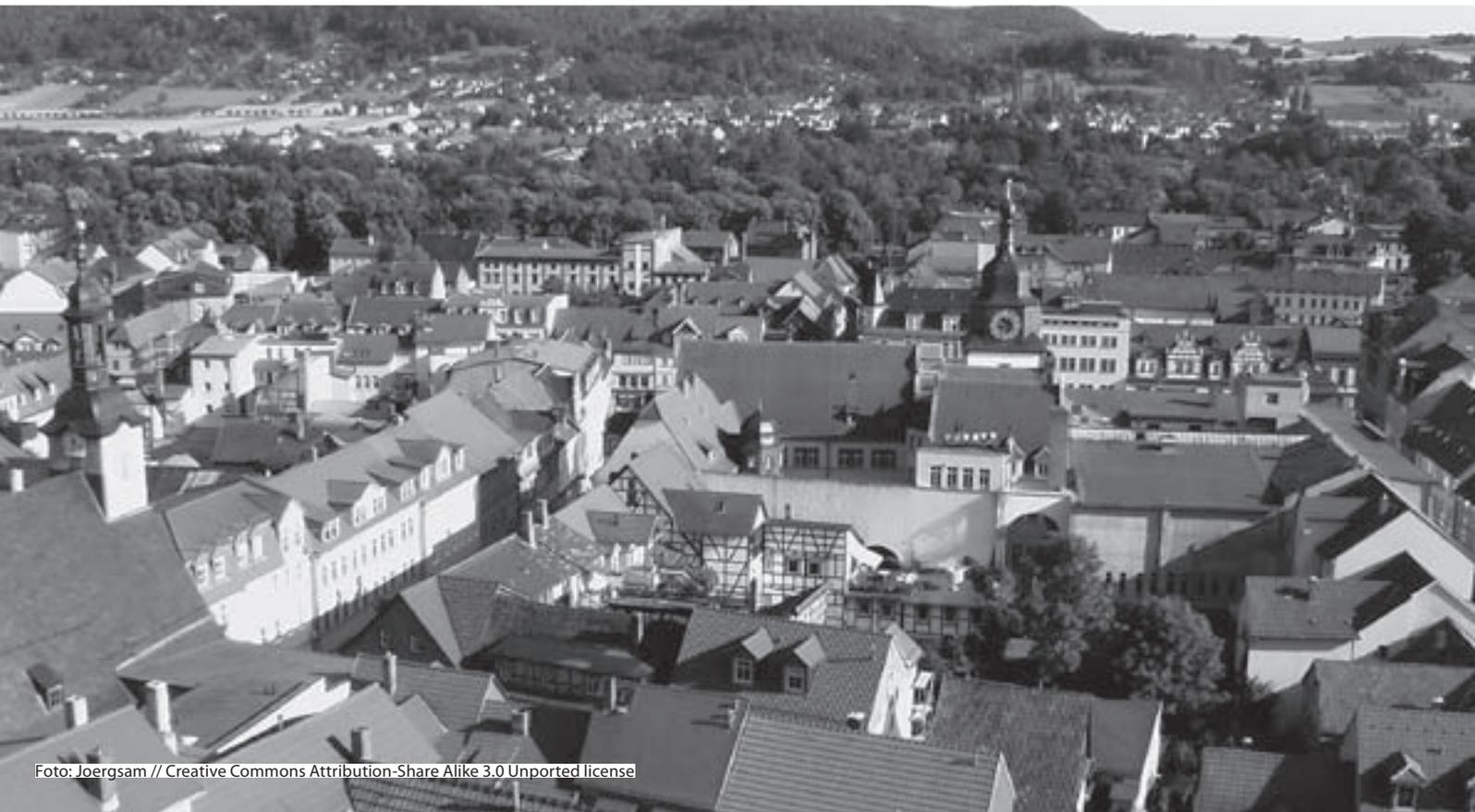
Johanna Fischer: Und man trifft hier auch sehr oft auf kulturell interessierte Menschen, weil es so viele Möglichkeiten gibt. Das macht es dann auch leichter sich zu verabreden und etwas zusammen zu machen.

Claudia Henniger: Ich denke, die Lage zwischen Weimar und Jena ist auch noch ein Punkt. Da treffen sich sozusagen Goethe und Schiller auf halbem Weg. Und ich glaube, durch die kulturelle Tradition der Stadt spielt die Kultur auch in den Schulen eine wichtige Rolle. Mein Interesse an Kultur und Theater ist beispielsweise durch kulturelle Angebote und engagierte Lehrer in der Schule geweckt worden. Und es ist natürlich ganz wichtig, dass das Theater da ist.

Welche Rolle spielt das Theater?

Petra Rottschalk: Das Theater ist der Kern und es wirkt sehr stark in alle anderen Bereiche hinein. Das sind unsere Leute, die auf der Bühne stehen. Die sind im Stadtbild präsent, jeder kennt sie. Mit Steffen Mensching als Intendanten hat es in der Stadt auch nochmal einen Schub gegeben. Es war von seiner Seite sofort eine große Offenheit da, auch andere kulturelle Akteure mit einzubeziehen. Er macht Theater für die Leute, die hier wohnen, und trotzdem ist es nicht provinziell.

Johanna Fischer: Ja, genau, das gab es vorher in dem Maße nicht. Wir haben inzwischen einige gemeinsame Projekte mit



dem Theater. Die Kunstwerkstatt arbeitet viel mit dem Theaterjugendclub zusammen. Wir fertigen zum Beispiel die Kostüme für Inszenierungen an oder gestalten die Ausstattung mit.

Trotz der kulturellen Blüte hat Rudolstadt in den letzten 25 Jahren ein Drittel seiner Einwohnerschaft verloren. Wie hat die Stadt das verkraftet?

Petra Rottschalk: Ja, dieser sogenannte Lebensbaum ist in Rudolstadt schon ungesund. Die Einschnitte gibt es insbesondere bei den Zwanzig- bis Vierzigjährigen. Johanna kann das sicher bestätigen, sie war ja bis vor einem Jahr Gymnasiallehrerin. Von den Jugendlichen, die das Gymnasium abgeschlossen haben, sind oft ganze Jahrgänge nicht mehr in Rudolstadt.

Johanna Fischer: Das liegt natürlich auch daran, dass es hier keine weiterführenden Bildungseinrichtungen gibt. Wer studieren will, muss mindestens nach Jena oder Erfurt. In letzter Zeit beobachte ich aber auch die Tendenz, dass viele zurückkommen. Das sind häufig junge Familien, die bemerkt haben, dass die »Aufzuchtbedingungen« hier doch ganz gut sind.

Petra Rottschalk: Es gibt seit letztem Jahr wieder mehr Zuzüge als Fortzüge. Das sind einerseits ältere Leute, die vom Dorf in die Stadt ziehen, und andererseits tatsächlich junge Familien, was natürlich auch mit der sich langsam wieder entwickelnden Industrie zu tun hat.

Johanna, du bist die Leiterin der Jugendkunstwerkstatt hier in Rudolstadt. Kannst du die Arbeit des Vereins kurz beschreiben?

Johanna Fischer: Uns gibt es jetzt schon im sechzehnten Jahr. Ausgangspunkt war die Frage, wie wir ein kulturelles Angebot, das vorher in der Schule über Arbeitsgemeinschaften und ähnliches abgedeckt wurde, weiterführen könnten. Ich bin von Hause aus Kunstlehrerin und wir hatten damals sehr viele Jugendliche, die Kunst oder Design studieren wollten. Wir hatten uns dann hier auch mit einigen Handwerkern zusammengetan, also mit Leuten, die selber Lehrlinge ausbilden beziehungsweise dann auch zum Meisterstudium geschickt haben. Und da haben wir überlegt, was machen wir, und haben einen Verein gegründet. Wir erhielten dann relativ schnell auch eine Förderung für eine Grundausrüstung und haben

die Räume in der Alten Wache [auf der Heidecksburg, d. Red.] bekommen, so dass wir bereits 1998 die ersten Kurse anbieten konnten. Wir arbeiten vorwiegend mit Kindern und Jugendlichen mit künstlerischem Interesse und Begabungen, aber auch mit Erwachsenen. In der Woche kommen regelmäßig 50 Kinder, zwischen 20 und 30 Jugendliche und etwa 30 Erwachsene. Wir bieten regelmäßige Kurse an, in denen die Kinder und Jugendlichen von Künstlern oder Kunstpädagogen angeleitet werden, in verschiedenen künstlerischen Bereichen, wie Malerei, Zeichnen, Drucken, Film, Fotografie, Bildhauerei oder auch Grafikdesign. Die zweite Schiene sind Projekte, bei denen wir im öffentlichen Raum aktiv werden, wie zum Beispiel bei den Köpfen für Rudolstadt.

Was ist da passiert?

Petra Rottschalk: Da wurden vierundzwanzig Bilder von historisch bedeutenden Persönlichkeiten, die mit Rudolstadt in Verbindung stehen, an Hausfassaden gehängt, also zum Beispiel Schiller, Fröbel oder Macheleid. Die Leute konnten votieren und von vierundzwanzig blieben zwölf Köpfe übrig. Die wurden dann in der Kunstwerkstatt modelliert, allerdings hauptsächlich von Erwachsenen. Jetzt stehen sie seit über zehn Jahren in der Fußgängerzone.

Petra, du bist ja Fachdienstleiterin für Kultur in der Stadtverwaltung Rudolstadt und gleichzeitig im Vorstand der LAG Soziokultur Thüringen, wo du die freie Kulturszene vertrittst. Wie passt das zusammen?

Petra Rottschalk: Das sind auch zwei Seiten in mir, und wir sind ja als Verwaltung mit dem TFF [Tanz- und Folkfest, d. Red.] und den »saalgärten« auch schon viele Jahre Mitglied in der LAG Soziokultur. Es gibt mir für meine Arbeit hier auch immer wieder Impulse. Man sollte ja nicht nur in Verwaltungsstrukturen denken. So kann man dann auch von dem Wissen der anderen profitieren und schauen, was woanders passiert. Und dadurch kann man manchmal auch Sachen in die Stadt holen, auf die man hier nicht kommen würde. Wie zum Beispiel die Ausstellung »Kultur braucht Liebe« der LAG. Wenn es gelingt, diese zum TFF nach Rudolstadt zu holen, ist es auch eine Bereicherung für die Stadt und das Festival.



Auf der anderen Seite fällt es mit meinem Hintergrund natürlich auch leichter, bestimmte Dinge auf Landesebene für die LAG durchzusetzen, denn Verwaltungsvorschriften, Verpflichtungsermächtigungen und Haushaltssperren sind für mich ja das tägliche Brot.

Das TFF ist über die Grenzen Thüringens hinaus sehr bekannt. Welchen Stellenwert hat es für die Stadt?

Petra Rottschalk: Es gab ja seit 1955 schon Tanzfeste der DDR in Rudolstadt. Als ich 1990 in die Verwaltung gekommen bin, hat das Ministerium für Kultur der damaligen DDR gefragt, ob wir das Tanzfest übernehmen wollen. Dann gab es die Entscheidung dafür, aber wir wollten die Ausrichtung klar ändern: weg von den rein osteuropäischen Folkloretanzensembles, hin zu mehr Konzerten und einer stärkeren internationalen Ausrichtung. Das hat uns in den ersten Jahren hier in der Stadt nicht nur Freunde gebracht. Da hatten wir schon Probleme mit den buntbehosten alternativen Typen, die dann plötzlich hier aufschlugen. Jetzt ist das Fest etabliert und die Leute haben verstanden, dass es nicht nur ein kultureller, sondern auch ein wirtschaftlicher Faktor ist.

Bei der Programmgestaltung ist Qualität unser hauptsächliches Kriterium. Wir wollen Neues, Innovatives und auch Politisches im Programm haben, nicht nur Massentaugliches. Und es ist uns glücklicherweise auch gelungen, das Festival auf solide finanzielle Beine zu stellen, ohne sich anbietern zu müssen. Das ist natürlich immer eine Gratwanderung.

Es kommen am Festival-Wochenende ja über 20.000 Dauergäste nach Rudolstadt. Sind da logistisch die Grenzen schon erreicht?

Petra Rottschalk: Im Prinzip ja. Wir haben in den letzten Jahren schon versucht, über weitere Zeltplätze oder Shuttle-Service etwas Entspannung zu schaffen und den Verkehr in der Stadt in Grenzen zu halten. Aber wir haben hauptsächlich ein Übernachtungsproblem. Und wir müssen den Programmablauf immer sehr genau planen und auf zeitliche Ausgewogenheit der Konzerte achten, so dass nicht ein Veranstaltungsort überfüllt ist, wie es uns vor ein paar Jahren mit den Leningrad Cowboys auf der Heidecksburg passiert ist. Da war es einfach so voll, dass die Leute Angst bekommen haben.

Claudia Henniger: Dafür ist dann ja auch ihr Hotel abgebrannt.



Petra Rottschalk ist Fachdienstleiterin Kultur, Tourismus, Jugend und Sport bei der Stadtverwaltung Rudolstadt und außerdem im Vorstand der LAG Soziokultur Thüringen
Foto: Volkmar Koch



Johanna Fischer ist Leiterin der Jugendkunstschule »Kunstwerkstatt e. V.« in Rudolstadt
Foto: Volkmar Koch



Claudia Henniger ist Leiterin des soziokulturellen Zentrums »saalgärten« in Rudolstadt
Foto: privat

Bitte was?

Petra Rottschalk: Die Leningrad Cowboys waren in einem Dorf hier in der Nähe untergebracht und sie wollten, dass die Sauna nach dem Konzert angeheizt ist. Die Saunakraft hat es offenbar zu gut gemeint – und das Haus ist abgebrannt, mitsamt den Klammotten der Band. Wir hatten allerdings nur noch eine katholische Bildungsstätte als Ausweichquartier. Die haben dann früh um Vier angerufen und entnervt gefragt, wann denn endlich die Typen mit den vielen Mädels abreisen würden.

Rudolstadt hat ein weiteres Alleinstellungsmerkmal: Es leistet sich mit den »saalgärten« ein kommunales soziokulturelles Zentrum. Wie kam das?

Claudia Henniger: Das Zentrum ist aus einem kleinen Jugendclub im Stadtteil Cumbach heraus entstanden, der schon in den 1980er Jahren existierte. Als ich 1988 anfang, gab es einen jungen Club-Leiter, und wir haben schon versucht, Live-Bands zu etablieren. Dann haben bei uns von Die Art, AG Geige bis Herbst in Peking alle Bands der damaligen DDR-Independent-Szene gespielt. Anfang der 1990er gab es dann nicht nur Probleme mit den Anwohnern und Parkplätzen, sondern auch mit rechten Skinheads. Ein neues Domizil musste her. Und das wurde dann in einer ehemaligen Lederfabrik gefunden – zentrumsnah, mit genügend Parkplätzen und zwei Etagen, die nutzbar waren. Das wurde dann von der Stadt als soziokulturelles Zentrum mit Fördermitteln saniert.

Die »saalgärten« sollten also von Anfang an mehr sein als ein Jugendclub?

Claudia Henniger: Ja, wir wollten auf jeden Fall Kino anbieten. Es wurde damals in Rudolstadt gerade ein Kino geschlossen. Und wir haben dann eine Alternative angeboten und mit 35mm-Maschinen Programmkino gemacht. Dazu gab es im Haus Seminarräume und Werkstätten. Und wir haben regelmäßige Veranstaltungen angeboten – es gibt ja einen Saal für 400 Leute. Aber wir hatten eben keinen klassischen »offenen Bereich« wie in einem Jugendhaus. Als Orientierung diente für uns vor allem das Kassablanca in Jena.

Petra Rottschalk: Damals gab es in den »saalgärten« durch die Förderung über die Jugendpauschale noch vier Planstellen plus Zivi- und FSJ-Stellen. Mittlerweile gibt es nur noch eine Stelle plus Pauschalkräfte. Die finanzielle Ausstattung ist schon ziemlich zurückgefahren worden. Dadurch ist natürlich auch die Anzahl der Veranstaltungen zurückgegangen. Die Stadt Rudolstadt hatte in den letzten Jahren eine vorläufige Haushaltsführung, d.h. der Haushalt wurde erst Ende des laufenden Jahres beschlossen. Dadurch war es auch für die »saalgärten« nicht

möglich, kontinuierlich zu planen. Aber gerade sind wir dabei, den finanziellen Rahmen wieder ein bisschen zu stabilisieren.

Was findet derzeit regelmäßig statt?

Claudia Henniger: Zum einen das Kino. Darüber hinaus haben wir verschiedene Veranstaltungsformate, wie etwa Drum'n'Bass-Abende. Es gibt Band-Proberäume, die genutzt werden können. Wir haben die KÜFA [Küche für alle, d. Red.] für veganes Kochen. Da legen oft auch DJs auf, die sich ausprobieren wollen. Zukünftig sollen auch wieder verstärkt Live-Bands auf dem Programm stehen. Unser Anspruch war und ist es immer noch, alternative Kultur anzubieten und nicht den Mainstream zu bedienen. Für den vierten Fasching sind andere da. Die Nischen gibt es, und es gibt Interessierte dafür. Zudem kommen unsere Gäste ja nicht nur aus Rudolstadt, sondern auch aus Saalfeld, Jena oder Weimar.

Normalerweise wird ein kommunales Kulturhaus ja irgendwann geschlossen, wenn die Finanzen nicht da sind. Bei den »saalgärten« war es nicht so. War es ein Kampf, das Haus in den letzten Jahren zu halten?

Petra Rottschalk: Ja, es war ein Kampf in den letzten Jahren. Aber jetzt hat es ein stabiles Budget, und da wird keiner mehr dran rütteln.

Claudia Henniger: Durch das TFF gibt es inzwischen auch eine größere Toleranz, auch was das alternative Programm in den »saalgärten« angeht. Viele, die zu uns kommen, sind auch ins TFF involviert, und deren Eltern haben wiederum eine Gaststätte oder ein Geschäft, das davon profitiert.

Petra Rottschalk: Aber es gab auch schon Probleme. Wir hatten im Weihnachtsprogramm immer Olaf Schuberts »Krippenspiel«. Und da haben sich Leute schon aufgeregt, dass es Gotteslästerung sei. Das zog sich dann durch die Presse, und da mussten wir schon standhaft sein.

Was wünscht ihr euch für Rudolstadt in der Zukunft?

Claudia Henniger: Ich finde wichtig, dass man die Altstadtstrukturen mehr schätzt und pflegt – und nicht nur wegsaniert. Und ich wünsche mir, dass zukünftig mehr Treffpunkte in der Innenstadt entstehen und sich eine Kneipenkultur entwickelt.

Petra Rottschalk: Ich habe gerade ein ganz gutes Gefühl, weil viele Leute um Mitte dreißig wieder hierherziehen. Das ist ein Potential für die Kultur. Und ich hoffe, dass der eine oder andere dabei ist, der bestimmte Sachen initiiert und die hiesigen Strukturen beleben kann – wo also nicht nur Konsum, sondern auch eine schöpferische Kraft dahinter steht.

/// Interview: Thomas Putz und Alexander Platz

Kommune mal anders

In der Kommune 1 wurde mit Drogen gefeiert und freie Liebe praktiziert. Doch wie sehen Kommunen heute, über 40 Jahre später aus? Wir haben Gemeinschaften in Jena und Tonndorf besucht und Menschen getroffen, die ihr Leben so führen, wie es sich für sie am ehrlichsten anfühlt. Dabei haben wir herausgefunden, wie weit die Freiheit der individuellen Lebensgestaltung tatsächlich geht und wo der Spaß aufhört

Wir haben uns auf den Weg nach Tonndorf gemacht. Der Zaun, der das Gelände umschließt, ist renovierungsbedürftig. Der matschige Weg hoch zum Schloss von Obstbäumen gesäumt. Von oben sieht man das Dorf im Nebel versinken. Wir sind mit Thomas verabredet. Er ist Architekt und lebt hier gemeinsam mit Frau und Kindern. Seine Stimme klingt ausgeglichen und entspannt, während er unsere Fragen beantwortet. Thomas verbrachte seine Kindheit und Jugend in Leipzig, mitten im Sozialismus, wie er sagt. Mit 19 lernte er in den USA einen jungen Mann kennen, der in Auroville, einem Gemeinschaftsprojekt in Südostindien, aufgewachsen ist. Als er damals durch das Familienalbum des Aurovillianers blätterte, war er erstaunt darüber, was es alles gibt und wie man auch aufwachsen kann. Fasziniert von diesem Lebensentwurf, wusste der Architekt, dass er einmal einen solchen Ort aufsuchen und mitgestalten will. Über Umwege und Zwischenstationen in Berlin und Weimar gelangte er schließlich nach Schloss Tonndorf.

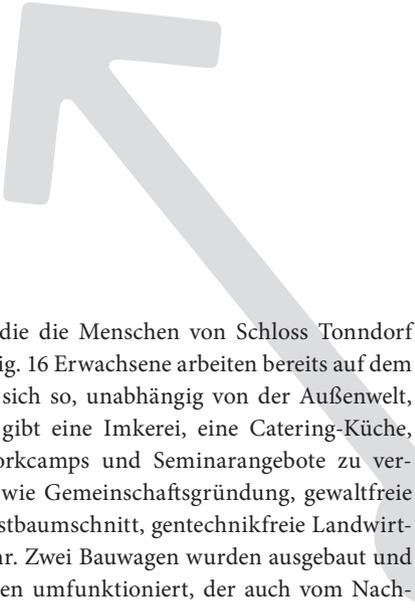
Momentan setzt sich die Kommune auf Schloss Tonndorf aus 28 Kindern und 37 Erwachsenen zusammen, für die Zukunft

sind 80 Bewohner geplant. 2005 übernahm sie zu einem Kaufpreis von 320.000 Euro das Anwesen. Seitdem wird gemeinschaftlich saniert und verändert. Jeder erwachsene Bewohner hält einen Anteil von fünf bis 10.000 Euro, zusätzlich wird eine Miete in die Gemeinschaftskasse eingezahlt. Wer dazugehören will, muss eine sechsmonatige Probezeit absolvieren. Dann entscheidet die Kommune, wer bleiben darf oder Abschied nehmen muss. Doch laut Thomas sei es erst einmal vorgekommen, dass ein Interessent von den Kommunarden abgelehnt wurde.

Entscheidungen wie diese werden im Konsens gefällt. Mühelos gehe das noch nicht immer vonstatten, erläutert Thomas, keiner der Bewohner sei in einer Gemeinschaft aufgewachsen und sozialisiert worden. Das mache es nach acht Jahren immer noch schwierig, doch mit der Zeit habe man gelernt, die Dinge zu diskutieren, die wirklich diskussionswürdig seien. Hilfe bekomme man auch von außen durch Gemeinschaften, die schon wesentlich länger existierten. Eine Supervisorin helfe drei bis vier mal im Jahr, auch unangenehme und traurige Themen anzusprechen.



Foto: Thomas Meier



Die Tätigkeiten, die die Menschen von Schloss Tonndorf ausüben, sind vielfältig. 16 Erwachsene arbeiten bereits auf dem Schloss und können sich so, unabhängig von der Außenwelt, selbst verwalten. Es gibt eine Imkerei, eine Catering-Küche, eine Schreinerei, Workcamps und Seminarangebote zu verschiedenen Themen, wie Gemeinschaftsgründung, gewaltfreie Kommunikation, Obstbaumschnitt, gentechnikfreie Landwirtschaft und vieles mehr. Zwei Bauwagen wurden ausgebaut und zu einem Kindergarten umfunktioniert, der auch vom Nachwuchs aus der Umgebung genutzt wird. Aus der Ortschaft selbst kämen bisher nur die Zöglinge vom befreundeten Kinderheim, erzählt uns Thomas, da das Verhältnis zu den Dorfbewohnern eher durchwachsen sei. Es gäbe Menschen, die sie mögen und mit ihnen befreundet seien, im besonderen die Handwerker, die den größten Einblick ins Leben der Kommune erhaschen dürften. Doch die Einwohner, die nur vom Hörensagen von ihnen erführen, hätten zum Großteil Skepsis, wüssten sie doch nicht, wie die Kommunarden ihre Entscheidungen fällen und ob sie sich nicht vielleicht doch alle das Bett teilen. Das dürfte eng werden.

Dabei belebt die Gemeinschaft ein Anwesen, welches sonst vielleicht noch jahrelang brach gelegen hätte, letztes Jahr erhielten sie dafür den Preis für kreative Wiederbelebung eines Kulturdenkmals. Doch da, wo eigene Lebenspositionen in Frage gestellt würden, entstünden nun einmal bittere Momente. Wie im Kontakt mit der Agrargenossenschaft, erläutert unser geduldiger Interviewpartner. Wo man beim Anlegen der Felder schon unterschiedlicher Meinung ist und statt auf Ertrag auch auf Nachhaltigkeit und Umwelt Wert legt. Argumente könne natürlich auch die Gegenseite aufführen, betont Thomas. Außenstehenden sei zum Beispiel der Zaun, der das Schloss umsäumt, immer noch ein Dorn im Auge. Warum sei der noch nicht repariert und zur Priorität gemacht worden? Doch laut Thomas sei der erst auf Platz 400 der Prioritätenliste. Es gebe viel wichtigere Dinge zu erledigen, wie Bäder auszubauen und Heizungen zu installieren. Dinge, die fürs menschliche Wohlbefinden weitaus entscheidender wären. Wen tangiert da noch ein renovierungsbedürftiger Zaun?

Die Frage nach individueller Entscheidungsfreiheit in Kommunen beantwortet Thomas folgendermaßen: Natürlich gäbe man sie ein Stück weit auf und legte sie in die Hände der Gemeinschaft. Diese mache es wiederum möglich, viele Projekte umzusetzen, an die man sich als Einzelner oder

Kernfamilie nicht gewagt hätte. Die Kommunarden übernahmen die Abwasserklärung selbst, und das Kinderkriegen könne man auch eigenständig abwickeln. Wenig später zeigt uns der Familienvater die Stelle, an der sein Sohn zur Welt kam. Am Waldessrand gelegen, direkt unter Obstbäumen, mit Blick auf ein kleines, Winterschlaf haltendes Feld.

Unter staatlichen Auflagen leidet die Gemeinschaft kaum. Der Architekt hält die deutsche Gesetzgebung nur in wenigen Punkten für einschränkend, was die Entstehung von Gemeinschaften angeht. Wenn man es hier nicht schaffe, wo dann, fragt er. Man könne Land kaufen, Gebäude erwerben und Rechtsräume schaffen, die für Kommunen geeignet wären. Die Politik sei aufgeschlossen und gerade durch den demographischen Wandel würden alternative Lebensformen immer mehr diskutiert. Ganz frei von Kontrollen sind sie dennoch nicht. Kontakt bestehe zur Naturschutzbehörde, wie zur Denkmalschutz- und Raumordnungsbehörde. Doch die politischen Gremien seien wohlgesonnen. Mit diesen positiven Worten und dem Wissen, wiederzukehren, verlassen wir Schloss Tonndorf, vorbei an den Obstbäumen und dem morschen Zaun.

Mehr zu Schloss Tonndorf findet ihr hier: www.schloss-tonndorf.de

Wir befinden uns jetzt in Jena. Clemens studiert hier und lebt seit fünf Jahren auf dem Inselplatz. Eine Gemeinschaft von 20 Mann hat es sich dort, gegenüber vom Uni-Hauptgebäude, gemütlich gemacht.

Ein kleiner Vorgarten grüßt mit Sitzgelegenheiten und einer Treppe, die ins Haus führt. Drinnen geht's vom Flur und über den Treppenaufgang links weiter zu den anderen Etagen, rechts hinab in den Garten oder tiefer in den Keller.

Clemens führt uns in den Keller, hier beginnt die Führung mit Bier aus dem Getränkepeicher. Unten feiern sie auch ihre privaten Partys. Es gibt einen Raum voller Sofas und zwei Räume für die tanzende Meute. Dann geht's weiter in den Garten. Gretchen, eine der zwei hauseigenen Katzen, scharwenzelt um uns rum. Eine Schaufensterpuppe chillt in einer Badewanne. Man sieht, dass die Leute hier Spaß haben.



Im Sommer wird von der Bar aus die Volksküche betrieben. Zurück im Haus begrüßt uns die charmante Unordnung. Überall an den Wänden hängen Poster, das Bad ist mit Zeitung tapeziert. Die Gemeinschaftsküche wird mit russischer Folklore beschallt und einer von den 20 Bewohnern ist eigentlich immer da.

Die Wohnungen im Haus seien von den Bewohnern gemietet, erzählen uns die Insulaner. Angefangen habe alles mit einer Vier-Mann-WG, immer, wenn eine Wohnung frei wurde, wurden direkt wieder Freunde reinbugsiert. Innerhalb von zwei Jahren sei die Hütte dann voll gewesen. Anfangs hätten sie sich das Haus noch mit einem 90 Jahre alten Opi geteilt, der zum Glück so taub war, dass sie ihn nie gestört hätten. Netter Kerl, schlussfolgert Clemens. Nur nach dem Brandschutz habe der Alte hin und wieder geschaut, wenn der okay war, durften sie Party machen. Als der ungewöhnliche Mitbewohner schlussendlich die Segel strich, übernahmen die Insulaner das komplette Haus.

Das Gemeinschaftsleben sei entspannt. Wohnungstüren würden in der Regel offengehalten, erklären uns die Bewohner, doch jeder habe sein privates Zimmer, in das er flüchten könne. Im Winter sei das Wohnzimmer Anlaufpunkt Nummer eins, im Sommer hinge man sowieso meist draußen rum. Irgendeiner stehe auch meist in der Küche und koche irgendwas, erzählen uns die Insulaner weiter, und wenn man Bock habe, helfe man ein bisschen und sitze wenig später mit zwölf Mann am Tisch. Und auch wenn man etwas brauche, müsse man sich nur kurz in den Flur stellen und um Hilfe schreien.

Noch wissen die Bewohner nicht, wie lang diese Zeit noch währt. Der Inselplatz soll einem siebengeschossigem Verwaltungsgebäude für die Uni weichen. Die Miete, die da reinkomme, sei mit der der Gemeinschaft nicht vergleichbar, die Insulaner sehen da die Problematik. Mit der Stadt seien sie ins Gespräch gekommen, da sie für den Bebauungsplan zuständig sei. Das Wohnprojekt wollte in diesen integriert werden oder wenigstens einen Ersatz angeboten bekommen. Leider führe da kein Weg rein, bedauern sie. Das Entgegenkommen der Stadt Jena beschränke sich bislang auf bloße Bekenntnisse, die Gemeinschaft wäre bei all den Ausschüssen dabei gewesen, doch die Staatsgewalt verwies stets nur auf den Vermieter und dass es seine Sache wäre. Der Vermieter wiederum wolle seine Ruhe, noch ein bisschen Miete einstreichen und später das Haus verkaufen. Dabei betont Clemens, dass der Hauseigentümer im Grunde nicht verkehrt wäre, eine Wissenschaftsstiftung stehe



Foto: Tommy Schwarzbach

hinter ihm, und die würde den Platz gern an die Uni abtreten. Wenn der Vermieter Eigenbedarf anmelden sollte, hätte das Wohnprojekt noch sechs Monate Zeit bis zum Auszug.

2012 gab es bereits eine große Demo, 500 Menschen gingen auf die Straße. Ein Jahr später dasselbe nochmal. Doch die Stadt habe weiter so getan, als wüsste sie nicht, worum es geht, sagen die Insulaner. Alle Zeitungen seien voll gewesen, doch der Staatsapparat hakte trotzdem nochmal begriffsstutzig nach. Ihr habt da so'n Projekt? Erzählt mal ... was macht ihr'n da?

Auf dem Inselplatz finden Workshops statt und Inforeveranstaltungen zu verschiedenen Themen, der Bogen spannt sich von Antirassismuserbeit bis Südamerika. Der Platz lebe davon, dass Menschen von außen kämen, Ideen mitbringen würden, und sie haben die räumlichen Möglichkeiten, erzählen die Bewohner weiter. Im Keller probe regelmäßig eine Band und im Sommer fände jeden Mittwoch die Volksküche statt. Es ist ein Platz, der offen für neue Menschen, Erfahrungen und Einflüsse ist.

Wenn es nötig wäre, würden sie erneut um ihre Insel kämpfen, versichern uns die Insulaner. Bereits letztes Jahr sei eine Sitzung der Stadt von Demonstranten gesprengt worden.

Mit diesen letzten Worten verabschieden wir uns, und die Inselbewohner halten ihr Plenum ab. Draußen vor der Tür wartet Faust, der zweite, vermisste Streuner.

Orte, wie der Inselplatz in Jena, verschwinden leider viel zu früh von der Bildfläche. Doch warum ist das so? Sehen Stadträte in kulturellen Begegnungstätten weniger Potenzial als in weiteren Bürokomplexen? Oder fühlen sie sich bedroht von alternativen Lebensentwürfen und dem damit verbundenem Gedankengut? Vielleicht fürchten sie Ideen und Aktionen, die aus Orten, wie dem Inselplatz, hervorgehen könnten. Schließlich sind diese nicht immer staatskonform und zweifeln die Gesellschaft eher an, als dass sie ihr gut zusprechen.

Es ist wichtig, weiterhin für solche Orte zu kämpfen, wie uns die Insulaner schon versichert haben. Vielleicht ist das der erste Schritt in die richtige Richtung. Nicht aufzugeben, wo andere schon lange gegen Staat und Obrigkeiten resigniert haben.

/// Maria Hutmacher

*Mehr zu den Demonstrationen um den Inselplatz:
iobic.de/b95*

Das Lager muss weg

In Thüringen und anderen Bundesländern demonstrieren Nazis und rassistische Bürger_innen gegen die Unterkünfte von Geflüchteten. Doch worum geht es hier eigentlich?

In den Debatten um die Lagerunterbringung von geflüchteten Menschen in Deutschland kommt die Losung »Das Lager muss weg« derzeit aus zwei verschiedenen Richtungen.

Zum einen organisieren sich seit Jahren geflüchtete Menschen für ihre Rechte. Im Vordergrund steht dabei die Abschaffung von rassistischen Sondergesetzen.

Demgegenüber sprießen seit einigen Monaten diverse Bürgerinitiativen aus dem Boden, die aus rassistischen Motiven gegen die Lager, also gegen die Aufnahme von Asylsuchenden, protestieren. Beichlingen, Greiz und Schneeberg sind nur beispielhaft die nächstgelegenen Orte, die diesbezüglich in der Presse auftauchen. Auch in Erfurt steht die unmittelbare Auseinandersetzung vor der Tür, weil auch hier weitere Lager für Asylsuchende eröffnet werden sollen.

Zunächst ein allgemeiner Blick: Die Krise bestimmt die Schlagzeilen in europäischen und deutschen Zeitungen. Als sich Deutschland vor 130 Jahren als »Zuspätkommer« am Kolonialismus beteiligte und massiv von der Ausbeutung von Menschen aus Afrika profitierte, setzten sich Rassismus und Nationalismus als zentrales ideologisches Moment in der Gesellschaft fest. Heute ist Deutschland einer der größten Waffenexporteure weltweit und führt Krieg. Deutschland profitiert von kapitalistischen Ausbeutungsverhältnissen, weil sein Reichtum auch auf Grundlage der Ausbeutung und Ausplünderung der sogenannten »Dritten Welt« beruht. Wenn also Geflüchtete auf ihre Transparente schreiben »Wir sind hier, weil ihr unsere Länder zerstört habt«, haben sie Recht.

Zumindest theoretisch ist Migration ein Menschenrecht. Deshalb sollte es keine Rolle spielen, woher jemand kommt und warum sie_er hier leben möchte. Praktisch schaffen aber nur Wenige die Einreise über die hochgerüsteten EU-Außengrenzen. Lampedusa ist nur eines von tausenden Beispielen. Diejenigen, die es dennoch geschafft haben, sind mit rassistischen Sondergesetzen konfrontiert. Neben Arbeitsverboten und Residenzpflicht ist auch die Lagerunterbringung für die meisten von ihnen jahrelange Realität. Die mediale Auseinandersetzung um hier lebende EU-Bürger_innen aus Osteuropa – die angebliche »Armutszuwanderung« und »Bettelmafia« – läuft auf ähnlich rassistischen Ebenen. Auch wenn diese nicht den Flüchtlingsstatus haben, sind sie ebenso von massiver Repression durch Mitmenschen und Behörden betroffen.

Bereits vor 20 Jahren, nämlich 1993, wurde das Grundrecht auf Asyl faktisch abgeschafft, nachdem dies von rassistischer Stimmungsmache gegen die angebliche »Asylflut« und von Pogromen in Rostock und anderen Städten vorbereitet wurde.

Nun werden ohnehin nur noch 1,1 Prozent der Asylanträge bewilligt. Bei weiteren 25 Prozent wird zumindest nicht sofort abgeschoben. Trotzdem stieg auch 2013 die Zahl an Asylanträgen. Deshalb wurden und werden auch in Thüringen derzeit mehrere sogenannte Sammelunterkünfte neu eröffnet. Meist abgelegen von Infrastruktur, wie öffentlichen Verkehrsmitteln oder kulturellen Möglichkeiten, wohnen und schlafen viel zu viele Menschen auf viel zu kleinem Raum, oft mit unzureichenden Sanitärbedingungen und schlechtem Zugang zu ärztlicher Versorgung.

Im Folgenden sollen die verschiedenen Akteur_innen in dieser Auseinandersetzung vorgestellt werden: Neben den betroffenen Geflüchteten gibt es vereinfacht dargestellt Nazis, Bürger_innen für und gegen Lager, den Staat (d.h. Gesetze, Behörden und Politiker_innen) und AntiFa(schist_innen) und AntiRa(ssist_innen).

Die selbsternannten Bürgerinitiativen gegen die Lager werden in den meisten Orten von (zum Teil organisierten) Nazis mit bewusst rassistischer und nationalistischer Identität und geschlossen rechtem Weltbild ins Leben gerufen oder zumindest sofort mitbetrieben. Mit Kundgebungen, Flyer-Aktionen und auf Facebook treten sie – teilweise zunächst sich als einfach engagierte Bürger_innen gebend – auf.

Aufgrund des Nazi-Outings (von außen und inzwischen auch von selbst) kam es in Greiz relativ schnell dazu, dass sich einige Bürger_innen, die sich allgemein von Rechten distanzieren, nun von den Kundgebungen fernhalten. Im Gegensatz dazu können die Nazis in Schneeberg inzwischen offen als solche auftreten und werden von vielen hunderten, rassistischen Bürger_innen bejubelt. In Beichlingen wiederum haben sich die Gegner_innen der Unterbringung von Asylsuchenden in ihrem Ort klar von der NPD distanziert. Die inhaltlich und rhetorisch gleichen Forderungen blieben jedoch auf den im Dorf aufgehängenen Transparenten und Schildern stehen.

Die Bürger_innen, die gegen die Lager aktiv werden, äußerten sich bisher zunächst in den Facebook-Diskussionen der entsprechenden



Bürgerinitiativen oder Lokalzeitungen. Typisch ist: »Wir haben nichts gegen Ausländer, ABER ...« Auf Kundgebungen demonstrieren sie gemeinsam mit den Nazis gegen die Geflüchteten.

Überall beinhalten ihre rassistischen Äußerungen zum einen eine ganz diffuse Angst vor »Überfremdung«, zum anderen den Neid auf angeblich unverhältnismäßig hohe Sozialleistungen. Dabei werden Fluchtgründe in Frage gestellt und nicht selten mit Kriminalität und einem Mangel an Infrastruktur (z.B. Kanalisationen) argumentiert. Außerdem taucht wiederholt – ausgerechnet bei diesem Thema – das Gefühl des Übergangenswerdens bei politischen Entscheidungen mit Auswirkung auf das unmittelbare Lebensumfeld auf.

Die Nazis ergänzen die rassistischen Argumente der Bürger_innen durch die Betonung der Machtfrage (nämlich der Behauptung, dass die Mehrheit der Bürger gegen die Heime wäre und die nicht-rechten Parteien dem entgegenstehen) und dem noch expliziteren Nationalismus.

Zumindest bisher wird die Friedlichkeit der Proteste von Seiten der Organisator_innen stets betont. In den vergangenen Monaten kam es jedoch deutschlandweit zu mindestens acht Brandanschlägen und 21 Übergriffen auf Lager.

Dem entgegen stehen die Bürger_innen, die sich dem rassistischen Mob widersetzen und z.B. Kundgebungen zum Schutz der Lager durchführen. Sie engagieren sich gegen den offenen Rassismus von Nazis und Nachbar_innen und bemühen sich um »Integration« der Betroffenen. Mit karitativen Spendensammlungen verbessern sie die unmittelbaren Lebensbedingungen und schaffen durch öffentliche Erklärungen und Auszeichnungen symbolpolitische Aufmerksamkeit. Allerdings sind ihre Forderungen an staatliche Stellen häufig mit Heimatliebe in Verbindung mit Verwertungslogik oder Paternalismus begründet. Beispielsweise wird mit der Nachfrage auf dem lokalen Arbeitsmarkt oder der schutzlosen Situation der Betroffenen in den Herkunftsländern argumentiert, ohne die historische und aktuelle Rolle Deutschlands zu thematisieren.

Darüber hinaus fordern Menschen aus AntiRa(ssistischen) und AntiFa(schistischen) Zusammenhängen (zum Teil

gemeinsam mit den Betroffenen) konsequenten Antirassismus, der z.B. auch Behörden und Politik in die Kritik einbezieht. Denn neben dem offenen Rassismus der Nazis und dem wütenden Sozialneid der Nachbar_innen spielt der institutionelle Rassismus eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Die Entscheidung zur Diskriminierung durch die Aufrechterhaltung von Racial Profiling, Gutscheinpraxis statt Bargeldauszahlung, Lagerunterbringung usw. ist kein Zufall. Sie ist Teil der Abschreckungsstrategie (gegen das Nachkommen weiterer Geflüchteter) und der Ausgrenzung durch tatsächliche Schlechterstellung im Vergleich zur restlichen Bevölkerung. Der Sozialchauvinismus, der mit der Sarrazin-Debatte öffentlich breit diskutiert wurde, ist dabei ein medialer Faktor zur Legitimierung von Sozialabbau, der an den schwächsten Gruppen der Gesellschaft zuerst erprobt wird. Die Migrationspolitik der Regierung ist ein Ausgangspunkt für die Gefahr von erneuten Pogromen durch Teile der deutschen Bevölkerung, wie beispielsweise bereits Anfang der 90er Jahre.

Stück für Stück spitzt sich die Lage zu und es bleibt einiges zu tun, um dieser Entwicklung entgegen zu wirken. Antirassismus im Alltag bedeutet, das eigene Leben mit betroffenen Menschen zu teilen (z.B. im Freund_innenkreis) und sich immer wieder gegen rassistische Positionen zu Wort zu melden. Zusätzlich muss es darum gehen, die Bedrohung durch den wütenden Mob zu bekämpfen und über Zusammenhänge innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft aufzuklären.

Wer nicht so recht weiß, wo ein Anfang zu finden ist, um aktiv zu werden, kann ja mal beim »Flüchtlingsrat Thüringen« (www.fluechtlingsrat-thr.de) vorbei schauen oder beim zweiwöchigen, offenen Plenum der Gruppe »Fight Racism and Isolation« im veto (<http://frai.blogspot.de>). Auch der »Kulturverein Mesopotamien« (www.mesop-erfurt.org) lädt regelmäßig zu Veranstaltungen ein.

Die Losung »Das Lager muss weg!« kann nur ein Anfang sein. Es muss um die Abschaffung aller rassistischen Sonderregelungen und Gesetze gehen. /// **Theresa Wzorek**

Keine Experimente!

Förderabo jetzt abschließen.

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch.

Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

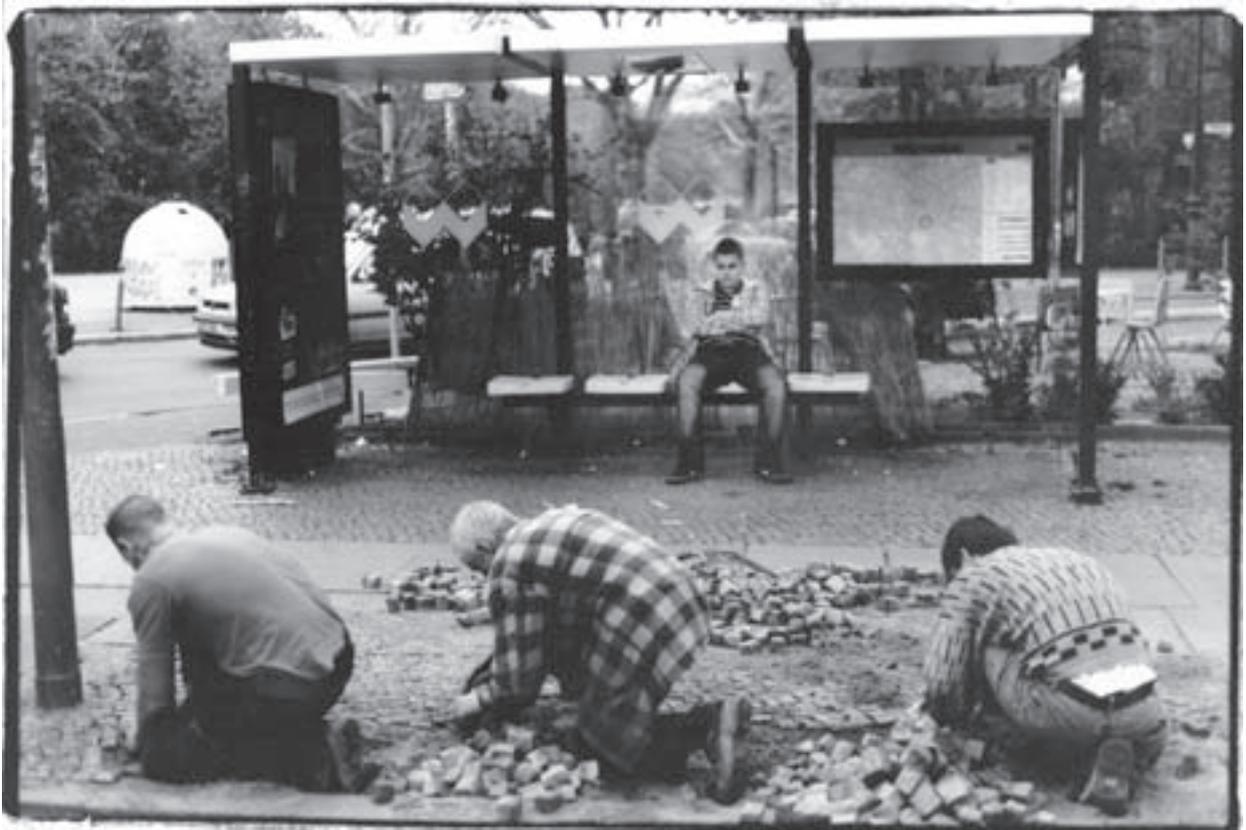
Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V.
IBAN: DE 83 820 700 24 0165 430 000
BIC: DEUTDEBERF

Bitte
freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt





Abkürzung, Berlin-Mitte, 2011



Schon belegt, Berlin-Mitte, 2011



Peghini Fulvio, zwischen Scoglio Grimaldo & Scoglio Montonaio, Italien, 2010

Welkes Handwerk

Von Steve Kufsin

1 – Der Akquisiteur

Ein Mann von Statur sprach mich sträblings an, wie ich – den er jung, abenteuerlustig und weltoffen hieß – es mit der Humanität & der Reiselust & dem Frieden auf der Welt & der Armee halte?

Ich antwortete ihm, ich wolle lieber Federkiel ergreifen und mein täglich Brot durch das Niederschreiben schöner Verse verdienen, weil ich dies für eine ehrenwerte Beschäftigung hielt und weil ich mich weiterhin aufs Töten ebenso wenig wie aufs Sterben verstünde.

Er entgegnete mit der Rede vom Krieg und wie er Helden schüfe und dass sonst nichts Helden schüfe und wie es allgemein eine heldenfreie Zeit geworden sei. Und dass jene Weltenbummler – ja, »Weltenbummler« nannte er sie, wahrhaftig, so hat er sie genannt –, und dass jene Weltenbummler, die nie mit bloßen Händen das Leben aus einem anderen Mann gepresst hatten, die keinen Wundbrand kannten und kein Glied an den Tag und keinen Schlaf an die Kanonade verloren hatten, auch nicht zu Recht sagen dürften, sie seien lebendig. Und dass nämlich der Mensch zu keinem Zeitpunkt so lebendig sei wie im Kampf ums nackte Überleben.

Ich erwiderte, dass es um die Sache doch heikler stünde, als seine Rede vermuten ließ, und dass auf einen einzigen Helden immerhin gut tausend Tote kämen. Überdies komme mir sein Kriegsschauplatz reichlich anachronistisch vor.

Und da sagte er nichts mehr und schaute mich nur noch sehr zielstrebig an – und da verstand ich.

2 – Der Auftrag

Sie sagten mir, ich solle meine Stube sauber halten, und so hielt ich meine Stube sauber, denn ich war Soldat. Sie sagten mir, ich solle durch den Schlamm robben, und so robbte ich durch den Schlamm, denn ich war Soldat. Sie sagten mir, ich solle auf Zielscheiben schießen, und so schoss ich auf Zielscheiben, denn ich war Soldat.

Dann zitierten sie mich ins Büro der PR-Abteilung, wo Leutnant Prav mich niedersetzen hieß, und ich setzte mich nieder, denn ich war Soldat.

»Man sagte mir«, sagte Leutnant Prav, trainiertes Sitzfleisch, lesemüde Augen hinter fingerdicken Brillengläsern, aus Gewohnheit oder Muskelschwäche fläzend, sobald die Tür zum Flur zugetan, »dass Sie ein Schreiberling sind.«

»Gewesen«, erwiderte ich, »nun aber bin ich Soldat, Herr Leutnant.«

»Und das freut mich zu hören. Aber sehen Sie, die Armee ist nicht mehr das, was sie einmal war. Ich beispielsweise schreibe nur noch Aufsätze den ganzen Tag und halte Vorträge. Das mag sich langweilig anhören für solch einen Jungspund wie Sie, dem noch

der Zeigefinger juckt, der sich noch behaupten will; aber es ist, wie es ist, und so ist es nun einmal. Kriege führt man nicht mehr auf Schlachtfeldern. Der eigentliche Krieg findet ganz woanders statt, hier bei uns, in diesem Büro, am Telefon, in Den Haag, in Hollywood, Oslo, New York, Tokyo – wenn Sie verstehen, was ich meine. Er wird nicht mit Kugeln und Granaten, sondern mit Subventionen, mit Nobelpreisen, mit Versprechungen von einem besseren Leben, mit viel Moral und wenig Anstand geführt. Wenn Sie verstehen? Und deswegen habe ich Sie herkommen lassen, weil ich noch ein paar clevere Leute gebrauchen kann, die mit mir an vorderster Front kämpfen. Kämpfen für die freiheitlich demokratische Grundordnung. Soldaten, die ihrem Land und der Idee von der Gleichheit aller Menschen treu ergeben sind, die über einen scharfen Verstand, eine gute Beobachtungsgabe und einen kontrollierten Wortschatz verfügen. Sind Sie solch ein Mann, Gefreiter Welke?»

»Ich bin solch ein Mann, und wenn Sie mir die Gelegenheit bieten, mich an Ihrer Seite verdient zu machen, verspreche ich Ihnen, dass ich Sie nicht enttäuschen werde, Herr Leutnant.«

3 – Der Einsatz

Sie schickten mich nach Afghanistan und ich sollte schreiben und ich wüsste schon worüber. Aber ich schrieb:

»Die Nacht ist ruhig und kalt wie der Gewehrlauf, den ich auf sie richte. Ich bin allein, ich bin auf meinem Posten, die Pflicht hält mich wach. Ich halte nicht Ausschau nach dem Feind, den es nicht gibt, ich halte Ausschau nach dir – obwohl ich weiß, dass du heute nicht kommst, heute nicht und niemals an diesen Zaun. Ich warte also vergebens, das weiß ich, aber ich warte aus den richtigen Gründen, das weiß ich auch, und so ist es okay.«

Der befehlshabende Offizier legte mein Manuskript beiseite. Als ich etwas sagen wollte, sagte er, ich bräuchte nichts zu sagen. Er sagte, ich könne jetzt gehen. Er sagte, ich sei immer noch Soldat, aber untauglich für den Dienst an der Waffe. Er drückte mir ein Gewehr in die Hand, schnallte mir einen Rucksack um und schickte mich nach Mazar-e Scharif, wo ich mit den anderen Frieden spielen sollte.

DAfEG

Von Andreas Budzier

Bei Youtube fiel eine niedliche Katze vom Balkon und ein Mann filmte sich dabei, wie er Bier trank, welches zuerst aus seinem Mund und dann wieder aus seiner Nase nach oben kam. Nachdem Vitus herzlich über beides gelacht hatte, schrieb der ältere Mann eine E-Mail. Es gehe ihm gut. Er wolle morgen, am Sonntag, anrufen, und zum Abschluss wünschte er seinen Eltern einen schönen Samstag. Danach schrieb er ein paar Nachrichten bei unterschiedlichen sozialen Netzwerken. Dann streamte er eine Folge seiner Lieblingsserie und schaute sich eine Produktbeschreibung der neuesten Tablets an. Abschließend wollte Vitus vor dem Abendbrot kurz auf eine der unzähligen anrühigen Seiten gehen.

Gerade, als Vitus einer Frau zuschaute, die nach Hause kam und im Wohnungsflur nicht nur ihren Mantel auszog, wurde er aus seiner angespannten Konzentration gerissen. Das Video verschwand und wurde von einer Seite ersetzt, auf der nur Text erschien:

»Ihr Aufenthalt im Internet hat das Limit überschritten. Die ermittelte Zeit, in der Sie sich online befinden, überschreitet das empfohlene Maß an gesundheitsförderlicher Internetnutzung. Zum Schutz Ihrer körperlichen und psychischen Gesundheit müssen wir Ihnen mitteilen, dass Sie für mindestens vier Wochen offline geschaltet werden. Nach Ablauf dieser Frist werden Sie über Ihren Standardbrowser informiert, ob Sie wieder online geschaltet werden. Dies geschieht nur, wenn weitere Gefahren für Sie ausgeschlossen werden können. Ihr Internetanbieter wird mit dieser Mitteilung automatisch informiert und wird Sie für die Zeit, in der Sie nicht in das Internet gehen können, selbstverständlich nicht finanziell belasten. Dies gilt ebenfalls, wenn Sie unterschiedliche elektronische Geräte besitzen, die internetfähig sind. Wir danken für Ihr Verständnis, die Deutsche Agentur für Elektronische Gesundheit.«

Vitus schaltete erschrocken den Browser aus. Im ersten Moment dachte er, dass sich einer dieser gefährlichen Viren auf seinen Rechner geladen hatte. In einer Reportage hatte er gesehen, dass solche Schadsoftware die Internetseiten umleiten konnte und man sich damit nur noch mehr Viren einhandelte. Nun würde bestimmt jemand auf seine Daten zugreifen können, seinen PC fremdsteuern. Vitus dachte panisch daran, dass man ihn erwischt hatte. Jetzt weiß bestimmt die Polizei oder die NSA, dass ich mir solche Filme anschau. Was, wenn mein Arbeitgeber davon erfährt? Aufgeregt lief der Mann zu seiner Haustür und schaute in den Treppenaufgang. Niemand war dabei, seine Wohnung zu stürmen.

Der Kaufmann im Gesundheitswesen klickte erneut auf seinen Browser. Doch anstatt der eingestellten Startseite sah er wieder den Text. Noch immer konnte der ältere Mann an seinem Schreibtisch sitzen. Keine GSG9, die die Tür eintrat, keine Rauchbombe wurde in den Raum geworfen, und vor allem keine Androhung langjähriger Haft.

Plötzlich wurde ihm bewusst, wie viel seine Freiheit wert war. Vor allem wurde ihm klar, dass seine Hände für eine Schlägerei im Gefängnis viel zu klein waren. Als sein Antivirenprogramm anging, wunderte sich Vitus, warum er von dieser Agentur noch nichts gehört hatte, schließlich arbeitete er bei einer Krankenkasse. Die Virensuche brachte keine Ergebnisse.

Panisch griff Vitus zu seinem Handy, das er nur selten benutzte. Er telefonierte höchstens damit, denn all seine Apps hatte er auf einem Tablet, welches vor drei Tagen kaputt gegangen war. Nun war das Telefon die einzige Möglichkeit, um mit anderen Menschen in Kontakt zu treten, die vielleicht in Foren über ähnliche Probleme schrieben. Doch auch auf dem kleinen Bildschirm erschien der gleiche Text. Es war nichts zu machen. Vitus kam sich vor, als würde er in einem unendlich großen Wald in einer kleinen Blockhütte ohne Strom und fließend Wasser leben. Er musste sich einen langen Bart wachsen lassen

und ab und zu einen Grizzlybären mit bloßen Händen erwürgen, damit er irgendwie überlebte, obwohl er doch so kleine Hände besaß.

Das Gefühl der Einsamkeit, des Verlorenenseins fraß sich in den älteren Mann. Er musste sich konzentrieren. Leise achtete er auf seine Umgebung. Kein Geschrei, kein Polizist rief den Befehl zum Stürmen. Mit zitterigen Händen griff Vitus wieder zum Handy. Es wurde Zeit, sich auf die alten Dinge zu besinnen. Also rief er Freunde an und fragte sie, ob sie sich einen Scherz erlaubt hätten, doch alle verneinten. Auf die Frage, ob sie ähnliche Probleme haben, kam wieder ein Nein. Er solle doch einfach mal googeln, dann würde sich schon eine Lösung finden. Warum er überhaupt anrufe? Sie hätten jetzt gerade auch nicht viel Zeit zum Reden. Vitus bedankte sich entnervt über diese sinnlosen Vorschläge und hatte keine Lust, irgendjemanden um Hilfe zu bitten. Normalerweise löste er zusammen mit seinem besten Berater, dem Internet, alle Schwierigkeiten, da konnte es sich sein Stolz jetzt nicht leisten, auf die Abhängigkeit von anderen zurückzugreifen. Im Gefängnis wäre er ebenfalls auf sich gestellt, ganz zu schweigen im dichten Wald der analogen Welt.

Während dieser Überlegungen schaute Vitus ab und zu nervös in den Flur. Die Navy Seals waren noch nicht da. Etwas musste passieren. Nun waren bereits neunzig Minuten vergangen. Bestimmt hatte er schon vier oder fünf E-Mails bekommen und die Anderen warteten ungeduldig auf seine Antwort. Vor allem seine Eltern: Gerade heute als Ausnahme zu den anderen Wochen, in denen sie sowieso nie schrieben.

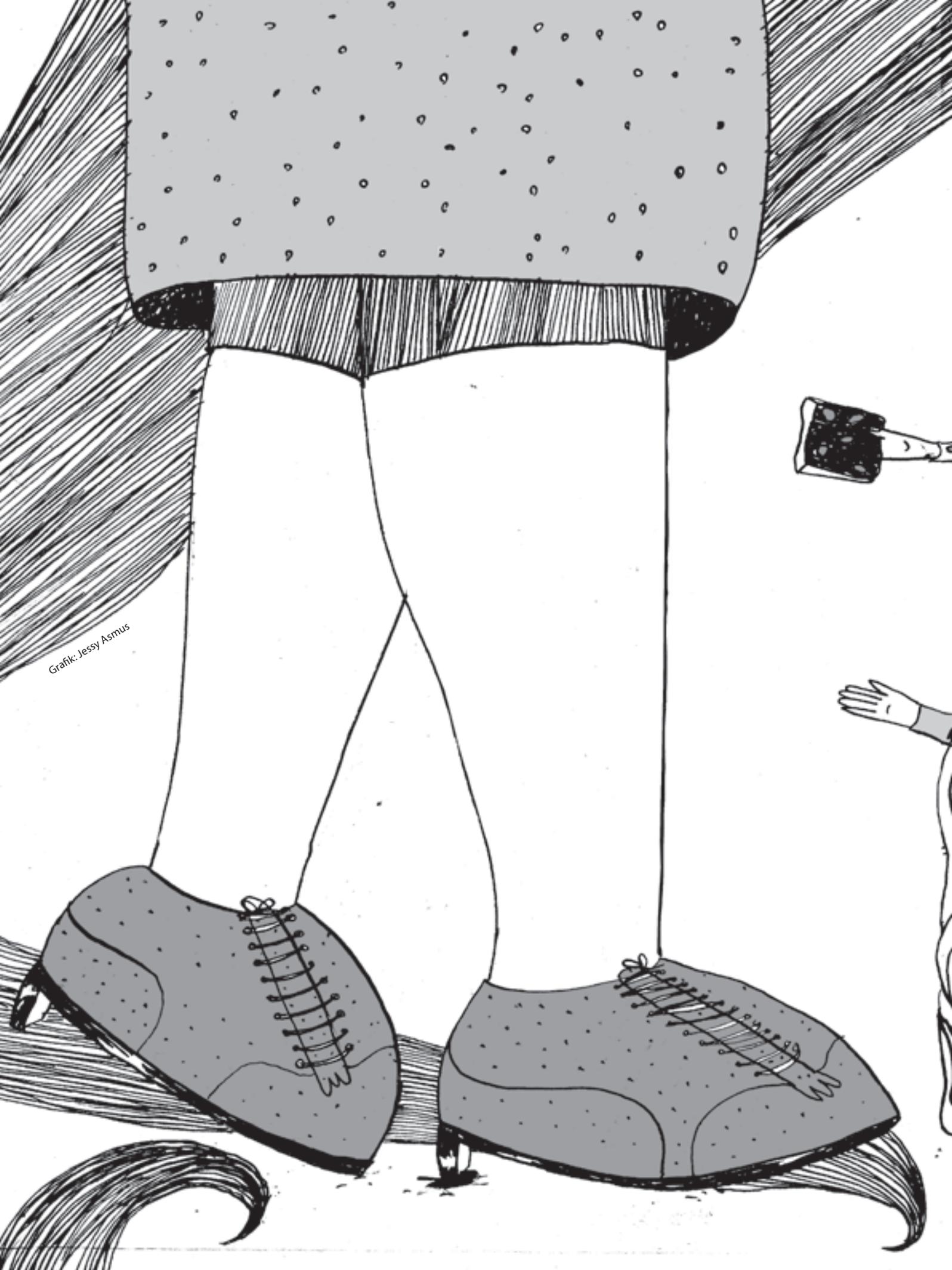
Seine letzte Chance hätte der Fernseher sein können, möglicherweise käme gerade eine Nachrichtensendung darüber. Vielleicht unterhielten sich die immer gleichen Talkgäste in diesem Augenblick über die Gefahren eines kalten Entzugs vom Internet. Man konnte und durfte doch niemandem etwas wegnehmen, was so essenziell zum Leben dazugehörte. Das wäre ja so, als ob man ihm den Kühlschrank, das Badezimmer oder die Füße wegnähme. Vitus besaß jedoch nur einen Beamer, mit dem er online fernsehen schaute.

Was sollte er tun?

Plötzlich klingelte jemand an seiner Tür. Der MI6. Panisch sprang Vitus von seinem Stuhl auf. Wieder ein Klingeln. Oder doch die CIA. Der Kaufmann riss das Zimmerfenster auf.

Beim dritten Klingeln sprang Vitus. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, als er im freien Fall in weniger als fünf Sekunden aus dem Erdgeschoss auf den Vorgarten knallte. Dabei landete er direkt mit seinem Gesicht auf einem Rosenstrauch. Nur wenige Meter entfernt standen zwei Jugendliche, die Vitus dabei beobachtet hatten und mit ihrem Handy filmten. Das Video vom Depp im Dornenstrauch brachte es auf mehr als eine Million Klicks in nur einem Monat. Dabei wollte der Postbeamte nur ein Paket für den Nachbarn abgeben.

Von all dem bekam Vitus nichts mehr mit. Er war in seiner Panik gefühlte tausend Kilometer gelaufen. Tatsächlich verlief sich der ängstliche Mann im naheliegenden Wald, so lange, bis er eine große Wurzel eines umgestürzten Baumes fand und diese als sein neues Heim nutzte. Seitdem gab es in der Stadt das Gerücht, dass nachts ein Wilder mit langem Bart die Randbezirke unsicher machte. Dieser Unbekannte plünderte regelmäßig die Müllcontainer von Supermärkten. Zudem soll er wohl schwer atmend Frauen hinterher laufen, die Mäntel trugen. Mehrere Katzen wurden ebenfalls vermisst. Besonders auffällig war jedoch, dass der Waldmensch Bücher aus der Bibliothek stahl, welche er vermutlich in seinem Erdloch, das nie gefunden wurde, hortete. Dabei gefiel Vitus eigentlich nur die Form solcher Bücher, erinnerten sie ihn doch an Tablets.



Grafik: Jessy Asmus



Jungs dritter Klasse

Von Tim Seidel

Bahnhöfe sind zugige Orte. Als ob die ständig ankommenden und abfahrenden Züge der Luft nicht erlauben, zur Ruhe zu kommen. Menschen eilen durch Hallen und Gänge, sie schauen auf Fahrpläne und Anzeigetafeln, laufen hastig zu ihren Bahnsteigen, gehen die dicke, weiße Linie an der Bahnsteigkante entlang und warten darauf, Passagiere zu werden. Ihre Blicke streifen einander nur flüchtig. Immer wieder blicken sie ungeduldig die Gleise entlang. Es ist ein trüber Freitag Nachmittag im Erfurter Hauptbahnhof, Gleis zehn, wo Menschen, dick eingepackt, den Kragen hochgestellt und den Rücken in den Wind gedreht, um sich schauen.

Nun stand ich mal wieder an diesem Gleis, das zu der einen Richtung an meiner alten Heimat vorbeiführt. Ich schloss die Augen und atmete die eisige Winterluft. Mein Zug rauschte an mir vorbei und führte einen Schweif von Schneeflocken mit sich. Als der Zug zum Halten gekommen war, drängten sich Gruppen stumm um die Zugtüren, so als wollten sie die Angekommenen willkommen heißen.

Ich ging den langen Gang entlang, die Sitzgruppen zu beiden Seiten nach einem freien Platz absuchend; schob mich vorbei an Leuten, die Gepäck über ihren Sitzen verstauten oder mit übertriebener Sorgfalt und Wichtigkeit ihre Mäntel ablegten. Als ich den dritten Wagen durchstreifte, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. In den Durchgängen standen Fahrgäste, und auch mir blieb nichts anderes übrig, als dort Platz zu suchen. Dort ließ ich mich auf meinem Seesack nieder und lehnte an eine der Trennwände. Neben mir der Gang von einem Abteil ins andere, der durch eine schnaufende Schiebetür getrennt war, dahinter dröhnten die Räder. Der Durchgang zwischen zwei Abteilen, die Stufen der gegenüberliegenden Zugtüren und der Bereich vor der Toilette: die dritte Klasse unserer Zeit, dachte ich.

Zu meiner Linken war eine dieser Zugtoiletten, daneben die Stufen der Tür, auf denen ein kleiner Junge saß. Er mag neun oder zehn Jahre alt gewesen sein, schätzte ich. Er hatte schulterlanges, etwas fettiges Haar, wie viele Jungs in seinem Alter. Er war schwächling und saß auf seiner Jacke, so wie ich auf meinem Seesack saß. Da saßen wir beide nun. Keiner von uns hatte einen Platz gefunden, außer hier in der dritten Klasse. Das lange Fenster, das den Zug horizontal quert, lag mir genau auf Augenhöhe, so dass ich die vorbeiziehenden Häuser beobachten konnte. Für den Jungen war es zu hoch. Sah er aus dem Fenster der Tür auf seiner Seite, konnte er nur den grauen Himmel sehen. Ein immer gleiches Grau, ohne Schattierungen, ohne ein Zeichen von Sonnenschein.

Er sah auch kaum zum Fenster. Er hielt ein altes Handy mit beiden Händen und drückte auf dem Tastenfeld herum. Ich besaß ein ähnliches Modell, ebenfalls ein altes, mit vielen Schrammen; bei mir fehlte die Rückseite. So etwas war mir nicht wichtig, doch vielleicht hatte sich der Junge ein besseres gewünscht. Vielleicht so eins, wie seine Mitschüler besaßen, mit großem Display, Internet, kleinen Spielen, von dem man Musik hören konnte und was weiß ich nicht alles. Doch stattdessen drückte er auf einem kleinen, dunkelblauen Stück Plastik herum. Die Tastentöne waren eingeschaltet und zwei Meter entfernt konnte ich sie noch deutlich hören. Vielleicht wusste er nicht, wie man das abstellt, aber möglicherweise wollte er es auch so. Vielleicht war das das einzige, was sein Handy ein bisschen interessant machte.

Immer wieder schüttelte er sich das Haare aus dem Gesicht und rutsche auf dem harten Fußboden umher, auf der Suche nach einer angenehmeren Sitzposition. Jeder von uns hatte drei Stufen und eine Tür, hinter der die dämmernde Landschaft vorbeizog. Auf der Seite des Jungen war noch die Toilette, auf meiner Seite befand sich ein Feuerlöscher und ein Erste-Hilfe-Schränkchen. Ich sah nun wieder aus dem Fenster. Wir waren vor der Stadt und fuhren nun schneller Richtung Osten. Beinahe jede Minute kam jemand vorbei und wechselte das Abteil, viele kamen wieder zurück und einige wollten auf die Toilette

neben der Tür des Kleinen. Sie beachteten ihn nicht und er beachtete auch sie nicht. Nur wenn jemand sehr dicht an ihm vorbeistieg, auf seine Jacke trat oder ihn leicht streifte, sah er für einen kurzen Augenblick auf und strich sich das lange, blonde Haar nach hinten.

Die Türen, an denen wir saßen, waren nicht völlig dicht, und aus kleinen Spalten drückte der Fahrtwind eiskalte Luft zu uns herein. Es zog im Nacken und zwickte in der Nase. Doch ich war froh, denn der Teppichbelag roch muffig, war nass und sandig vom Schnee, der von den Schuhen der Passagiere geschmolzen war. Wenn die WC-Tür geöffnet wurde, entwich noch dazu ein beißender Gestank von Urin und Chlor. Mir machte das nicht viel aus. Ich war in Gedanken schon zu Hause angekommen, dachte daran, wie es sein würde, wenn ich seit langem wieder mein altes Kinderzimmer betrete. Doch der Junge tat mir leid. Wieso war er ganz allein im Zug und wieso hatte er nicht einmal einen Sitzplatz? War er zu schüchtern, um zu fragen, oder hatte er sich nicht getraut, sich zu Fremden zu setzen? Nun saß er doch neben einem. Zwischen zwei zugigen Türen, dem Rattern des Fahrwerks, dem Gestank des nassen Teppichs und des vollgepissten WCs. Neben einem Lehramtsstudenten, der heimlich auf ihn acht gab.

Sollte ich nicht etwas tun; ihn fragen, wie weit er noch müsse; ihm einen Platz verschaffen; einem der Erwachsenen bitten, nein, am Kragen packen und einen Platz für den Kleinen frei machen, oder ginge das zu weit, ginge mich gar nichts an? Wir hielten in Leipzig. Nun wäre es möglich gewesen, dem Jungen einen Platz zu verschaffen. Er aber blieb da und hatte sich auf seine Jacke gelegt. Ich beschloss, den kleinen Kerl in Ruhe zu lassen und mir selbst auch keinen neuen Platz zu suchen, sondern hier bei ihm zu bleiben. Wenn der Junge schon keinen Sitzplatz hatte, wollte ich auch keinen. Ich fühlte mich untätig, nicht besser als die Leute, die auf dem Weg zum Klo über ihn hinwegstiegen. Er schlief nicht, sondern sah mit müden Augen zum Fensterglas hoch. Mein einziger Trost war, beim ihm zu sein und aufzupassen. Hier gehöre ich hin, dachte ich. Hier werde ich gebraucht, auch wenn ich gar nichts tat, außer da zu sein und aufzupassen.

Wohl keine zehn Jahre alt, dachte ich, und er fährt an einem Freitag ganz allein knapp hundert Kilometer durchs Land. Ich suchte nach Erklärungen, Szenarien und erfand Geschichten, in denen der kleine Passagier mitspielte. Ein Ausreißer, ein Scheidungskind, das am Wochenende beim Vater lebt, ein ...

Vielleicht hast du uns schonmal gesehen, als du Zug gefahren bist. Dritter Klasse, zwischen den Türen gleich neben der Toilette, das sind wir.

Stille, schweigsame Spree

Von Jörg Müller

Wieder einmal war seine Freundin Linda verschwunden. Er geriet allerdings nicht in Panik, sondern blieb ruhig und suchte in der gemeinsamen Wohnung nach Hinweisen über ihren Verbleib. Die Abwesenheit seiner Freundin hatte mit bestimmten Aufgaben, kleineren Rätseln oder Prüfungen zu tun, die sie entworfen hatte, um dadurch besonderen Esprit in die gemeinsame Beziehung zu bringen.

Vor vier Wochen zum Beispiel war Linda an einem Freitagabend plötzlich verschwunden. Ein kleines Briefchen hatte ihn davon in Kenntnis gesetzt, wo sie sich befand. Erst nach zwei Tagen fand er seine Freundin, nachdem sich das Spiel als eine ernstzunehmende GPS-Schnitzeljagd entpuppt hatte.

Heute erwartete ihn nun ein neues Abenteuer, denn er entdeckte im Küchenschrank eine kryptische Notiz, die Linda in seine Lieblingstasche drapiert hatte. Er gab die für ihn hinterlassenen Koordinaten in die Suchmaschine ein und wurde sich bewusst, dass seine Liebste das Spiel diesmal auf die Spitze treiben wollte, denn der angegebene Zielort lag über hundert Kilometer von der gemeinsamen Wohnung entfernt. So stieg er in freudiger Erwartung und etwas unruhig in sein Auto und raste von Berlin Richtung Spreewald.

In Burg angekommen, wurde er vom Navigationssystem aufgefordert, seinen Wagen auf einem Parkplatz stehen zu lassen, um die letzten dreihundert Meter zum angegebenen Punkt zu Fuß zurückzulegen. Dieser Aufforderung folgte er und stapfte dann zu einem reetgedeckten Gehöft, welches sich inmitten des brandenburgischen Biosphärenreservats befand. Ein Schild am alten Gebäude wies ihn darauf hin, dass es hier möglich war, Boote auszuleihen. Erneut kribbelte ihm die ganze Haut vor Neugierde, denn er ahnte, zu welcher Aktivität ihn Linda bewegen wollte: Zu einer Kanufahrt durch die unzähligen verzweigten Arme der alten, vor sich hin dümpelnden Spree. Je näher er dem Bootsverleih kam, desto mulmiger wurde ihm zumute. Wo befand sich der nächste Hinweis darauf, wie die Schnitzeljagd weitergehen sollte? Wie konnte er seine Freundin schnellstmöglich finden? Welche Konsequenzen mochte es haben, wenn er die Nachricht seiner Freundin falsch interpretiert hatte?

In diesem Moment erkannte er vor einem Schuppen eine Frau, die zwei Paddel in ihren Händen hielt. Bedauerlicherweise war es nicht Linda, sondern ihre Freundin Saskia. Damit hatte er nicht gerechnet. Was hatte ihre Anwesenheit an diesem verlassenem Ort zu bedeuten? Als Saskia Lindas Freund erkannte, verfinsterten sich ihre Gesichtszüge ähnlich wie die seinen.

Es folgte ein recht verhaltenes Gespräch, bei dem sich herausstellte, dass sich Linda in den Kopf gesetzt haben musste, das heutige Abenteuer dazu zu nutzen, ihren Freund und ihre ehemalige Studienkollegin in ein und dasselbe Boot zu setzen. Beide sollten sich gemeinsam auf die Suche nach der Verschwundenen machen. Der Besitzer des Bootsverleihs hatte Saskia Kanu und Paddel anvertraut. Dem Ankömmling aus Berlin wurde eine topografische Karte ausgehändigt, auf der sich eine eingezeichnete Route befand. Darauf erkannte er Lindas Handschrift, die ihm und Saskia viel Erfolg und gutes Gelingen beim Finden wünschte.

Bereits beim Einsteigen wurde ihm klar, dass Lindas wohlwollende Absicht in die falsche Richtung gegangen war, denn Saskia besetzte den hinteren Platz des blauen Kanudiers und gab damit unmissverständlich zu verstehen, dass sie die Herrscherin über die Steuerung sein wollte. Um unnötigen Streit zu vermeiden, setzte er sich gefügig nach vorne und ergriff sein Paddel. Nachdem Saskia das Kanu vom Steg losgebunden hatte, wies sie ihren Beifahrer mehrere Male darauf hin, die Karte richtig zu lesen.

Leicht und unbeschwert trieb das Boot auf der Kleinen Spree dahin. Die meiste Zeit herrschte Schweigen zwischen den beiden Kanuten. Hin und wieder gab der Vordermann Bescheid über den aktuellen Standort oder wurde von der Mitfahrerin bezüglich

seiner Paddeltechnik getadelt. Ihm war es schon immer schwergefallen, Lindas Freundin als einen sympathischen Menschen zu akzeptieren. Sie kam ihm vielmehr wie ein rücksichtsloser Roboter vor: Saskia hatte ihr Studium schnell und effektiv durchgezogen und schien dabei keinerlei Wert auf zwischenmenschliche Konventionen und emotionale Wärme gelegt zu haben. Je länger er sein Paddel schwang, um sich von der Stelle zu stoßen, umso klarer wurde ihm, dass die Kraft, die er dabei freisetzte, dem beleidigenden Ton der anwesenden Frau hinter ihm geschuldet war. Sein Gesicht verzog sich mit jedem überwundenen Meter zu einer grimmigen Maske, sein Paddel bohrte sich immer tiefer ins Wasser. Dadurch gewann das Kanu an Fahrt.

Saskia beschwerte sich lauthals über die brachiale Paddeltechnik ihres Mitfahrers, weil sie nicht mehr in der Lage war, ordentlich zu steuern. Da ihre Versuche nichts nutzten, ihm nach Manier einer Grundschullehrerin über den korrekten Umgang mit der Kanuausrüstung aufzuklären, fing sie an, überheblich zu lachen, und gluckste zufrieden über den vor ihr sitzenden, gedemütigten Mann.

Er versuchte sich zu beruhigen und konzentrierte sich auf seine eigentlichen Aufgaben: aufs Kartenlesen und sanfte Paddeln. So forderte er nach einer Stunde die Lenkerin auf, von der Kleinen Spree links in den Bremsenkanal einzubiegen, danach nordöstlich ins Trübe Fließ zu steuern und eine halbe Stunde später die Abbiegung zum Quirligen Lauf zu nehmen. Der Name des letztgenannten Kanals war Programm, denn beide Kanuten mussten gegen eine ziemlich starke Strömung ankämpfen. Mehr als zehn Kilometer vor dem eigentlichen Ziel bogen sie schließlich in den morastigen Ginsterkanal ein. Da sich weit und breit niemand finden ließ, der die verrostete Schleuse in dem nahezu stehenden Gewässer betätigte, beschlossen beide, aus dem Boot zu steigen und den Zweier-Kanadier über das Hindernis zu hieven, was auch gelang. Doch sobald sie wieder im Boot saßen und einige hundert Meter gerudert waren, mäkelte Saskia am Unvermögen ihres Vordermanns herum, der die Schleuse nicht alleine und vom Kanu aus hatte bedienen können.

Saskias abwertender Tonfall machte dem Kartenleser seit Ablegen des Boots merklich zu schaffen. Um Gewissheit darüber zu bekommen, dass er sich seine echauffierte Mitfahrerin die ganze Zeit nicht nur eingebildet hatte, wandte er sich ihr zu, sodass der blaue Kanadier leicht zu schwanken anfang. Verängstigt über das schaukelnde Boot, fing die Frau an, wie wild in der Luft herumzufuchteln, und schrie lauthals durch die Gegend. Ein aufgeschreckter Graureiher sauste verwirrt in die Luft.

Er sah, dass sich Saskias Panik in Hysterie wandelte. Doch ihr neuer Zustand hielt sie nicht im geringsten davon ab, von ihren unflätigen Schmähungen gegen ihn abzulassen. Sie hielt ihrem Vordermann vor, dass er die Sorte von Mann sei, der ihre Freundin Linda niemals glücklich machen werde: Er könne rein gar nichts, nicht einmal kleinste technische Arbeiten. Viel zu verkopft sei er, ein Theoretiker, ein Zweifler, ein Denker, ein halbes Hemd, eine Null, und ohne Linda eigentlich nicht überlebensfähig. Zumindest konnte er das aus der Tirade der Lenkerin entnehmen. Sie eröffnete ihm weiter, dass seine Freundin die monatlichen Aktionen nur deswegen plante, um ihn aus seiner lethargischen und äußerst melancholischen Lebensweise herauszureißen.

Das war eindeutig zuviel! Noch stundenlang hätte sich die Frau über ihn auslassen können – das hätte er ertragen. Dass sie aber nun seine Freundin ins Spiel brachte, machte ihn wirklich zornig. Ihr wildes Herumgefuchtle, ihr sehr lautes Organ und ihre abschätzigen Formulierungen waren unter diesen Umständen nicht länger auszuhalten. Er wollte, dass sie schwieg. Sie sollte endlich damit aufhören!

Verkrampft hielt er das Paddel in seiner Rechten, hob es bedächtig aus dem Wasser und schob es näher zu sich her. Seine Mitfahrerin, die sich mittlerweile vollkommen in Rage befand, bekam davon nichts mit, sondern starrte ihren Vordermann feindselig mit

ihren blutunterlaufenen Augäpfeln ins Gesicht. Er nahm seine linke Hand zu Hilfe, holte gleichgültig mit dem Paddel zu einem heftigen Schlag aus und traf die Hysterische gezielt an ihrer Schläfe, so dass sie nicht nur sofort zu plappern aufhörte, sondern auch über den Rand des Kanadiers hinweg zusammensackte und langsam hinaus ins trübe Wasser glitt, wo sie hinabzusinken begann. Mit seinem Paddel half er ein wenig nach.

Obwohl der Ginsterkanal nicht tief war, tauchte die Frau nicht mehr auf. Er zog das Paddel wieder aus dem Wasser und überließ den trägen Körper seinem Schicksal. Stille und Schweigen kehrten in den Spreewald zurück. Das Boot hörte allmählich auf zu schwanken und er atmete entspannt auf.

Als er am Abend mit dem Kanu am Zielpunkt ankam, lief ihm Linda vom Lagerfeuer aus entgegen. Sie freute sich über seine zeitige Ankunft und erkundigte sich nach Saskia. Diese, erklärte er seiner Liebsten, hätte schon zu Beginn der Tour keinen Gefallen an der Schnitzeljagd gefunden, so dass er sie nach langem Hin und Her irgendwo zwischen Trübem Fließ und Quirligem Lauf an Land hätte setzen müssen. Äußerst vertraut mit Saskias Halsstarrigkeit, entschuldigte sich Linda für das Verhalten ihrer Freundin wie auch für die heutige Aktion und führte ihren Freund zufrieden und übergücklich zur Grillstelle, wo das hübsche Pärchen einen lang ersehnten romantischen Abend unter freiem Sternenhimmel genoss.



series

Koller und Schwenk

Von Till Bender

Die Kellnerin trug ein weißes Schürzchen und ein weißes Häubchen. Ab und zu wurde sie »Fräulein« gerufen, wenn eine der älteren Damen ein Stück Apfelkuchen ohne Sahne und eine Tasse Kaffee zahlen wollte. Falls sie an Schwenk und Koller irgendetwas eigenartig fand, ließ sie es sich nicht anmerken. Obwohl die beiden in dem Konditorei-Café so wirkten wie eine Kokosnuss auf einem Snooker-Tisch. Sie saßen einander gegenüber, Koller noch ganz aufgebracht von seinem eigenen Vortrag und bang gespannt, Schwenk mit leerem Blick und auf dem Kopf gefalteten Händen. Koller hatte leise, aber mit viel Emphase gesprochen und war vor zwei Minuten zum Ende gekommen. Beklommen fragte er endlich: »Und?«

Schwenk schüttelte kurz den Kopf, wie um wieder ganz zu sich zu kommen.

»Was – ›Und?««

»Na, was sagen Sie dazu?«

»Was ich dazu sage? Ich sage dazu, dass ich annehme, dass ich das alles nicht ganz richtig verstanden habe. Denn wenn ich Sie richtig verstanden habe, dann sind Sie vollkommen irre.«

Koller wirkte nicht gekränkt. Mit einem traurigen Lächeln antwortete er:

»Bin ich vielleicht auch, sozusagen: halb wahnsinnig vor Sorge.«

Als Schwenk mit keiner Regung reagierte, fügte er hinzu, und fast flüsterte die Worte:

»Sie – ist – ein – Monster, und wenn niemand was unternimmt, ist er in ein paar Wochen tot.«

»Dann holen Sie ihn doch selber da raus. Wozu brauchen Sie mich dabei?«

»Ich kann so was nicht. Ich habe nicht die Nerven für so was. Außerdem – so verrückt sich das anhört –, für die Polizei ist das, was überhaupt gar kein Verbrechen ist, sondern im Gegenteil, wie soll ich sagen, die moralische Pflicht, einem andauernden Verbrechen endlich ein Ende zu machen, doch auch ein Verstoß gegen herrschendes Gesetz, und meine Frau und ich werden uns wahrscheinlich im Kreis der Verdächtigen befinden. Deswegen brauchen wir für den Tag ein unangreifbares Alibi. Wir werden beide nicht in der Stadt sein.«

»Ja – ach nee«, entfuhr es Schwenk. Er beugte sich über den halben Tisch vor und zischte Koller zwischen geschlossenen Zähnen zu:

»Ich bin auf Bewährung draußen, Mann, wenn die mich bei so einem Ding erwischen, dann war's das für mich, Sie können doch nicht ganz dicht sein, echt.« Koller schlug die Augen nieder und holte tief Luft.

»Sie sind mir was schuldig.«

»Wie bitte?«

»Ich hab' was gut bei Ihnen. Ich habe damals nicht gegen Sie ausgesagt. Wenn ich ausgesagt hätte, wären Sie heute nicht auf Bewährung draußen. Noch lange nicht. Sie schulden mir was.«

Schwenk sah Koller ehrlich verblüfft an.

»So kann man das natürlich auch sehen. Allerdings haben Sie damals nicht darum nicht ausgesagt, um mir einen Gefallen zu tun, sondern wohl eher, weil Sie noch rechtzeitig Besuch von meinem Bruder hatten und der ... Sie überzeugt hat.«

»Kann sein. Sie müssen es ja nicht für mich machen. Auch nicht, weil es unterlassene Hilfeleistung wäre, es nicht zu tun. Sie müssen es auch nicht mal für ihn tun.

Ich habe alle Informationen, die Sie brauchen, um die ganze Aktion in nicht mal zehn Minuten hinter sich zu haben. Sie haben den Film gesehen. Da sind genug Argumente drauf für ... einen Menschen wie Sie.

»Einen Menschen wie mich!«, schnaubte Schwenk bitter. »Passen Sie mal lieber auf, was Sie sagen.«

Die Kellnerin deckte den vollgekrümelten Nachbartisch ab. Unter dem Schnabel des Kännchens und außen an der Tasse waren die Spuren von herabgeronnenem Kaffee an dem billigen weißen Porzellan festgetrocknet, auf dem Teller hatte die nach Kölnisch

Wasser duftende Webpelzträgerin den Boden eines Stücks Sahnetorte und eine halbe kandierte Kirsche zurückgelassen. Was für ein elendig deprimierender Laden, dachte Schwenk. Er schob seine linke Hand in den Hosenbund.

»Zeigen Sie noch mal her, das Ding.«

Koller reichte ihm das Handy seiner Frau.

Schwenk berührte den Play-Pfeil auf dem Display. Das schmale Filmbild war permanent umrahmt von dem inneren Saum eines Knopflochs. Zu sehen war aber genug, und der Ton war nicht wichtig.

Eine Wohnungstür von außen. Eine kostspielige Türglocke, mehr Gong als Klingel. Die Tür wird geöffnet. Die breite Brust einer Frau. Geschmackvolle Bluse, geschmackvoller Schal. Begrüßung, falsches höfliches Gelaber: »Ahhh, ich dachte mir doch, dass Sie es sind, ich habe Sie schon sehlichst erwartet ... ha, ha, ha, bla, bla, bla, wischen Sie da durch, stauen Sie das ab, seien Sie vorsichtig mit dem und Fenster putzen im Bad.«

Viel Platz, wenige Wände. Fliesen und Dielen, Sichtbeton und Edelstahl.

Ganz da hinten: die Tür zu dem Korridor, der in den Teil der Wohnung führte, in dem Frau Koller nichts zu tun hatte, den Teil der Wohnung, der immer, wenn sie kam, verschlossen war. Fast immer.

Teure Möbel, teure Ethno-Souvenirs aus teuren Urlauben, fette Katze.

Das Sideboard.

DAS SIDE BOARD.

Pause.

Schwenk dachte an die beiden Münzalben und die feuerfeste wasserdichte Dokumentenbox Schrägstrich Geldkassette aus Kollers Vortrag.

Er lehnte sich zurück und sah Koller eine Weile lang scharf an. Ihm dämmerte, dass er bereits eine Entscheidung getroffen hatte.

»Ich will mal so sagen.« In der kleinen Kunstpause legte er mit übertriebener Behutsamkeit das Handy mit dem Sideboard im Display vor Koller neben dessen Wasserglas auf den Tisch.

»Ich verspreche Ihnen gar nichts. Außer: Wenn da keine zwei Münzalben und keine feuerfeste wasserdichte Dokumentenbox Schrägstrich Geldkassette drin ist, dann komme ich Sie besuchen, und dann erkläre ich Ihnen ganz genau, wie schrecklich enttäuscht ich von Ihnen bin.«

Koller schluckte, betastete verlegen seinen Adamsapfel. Dann richtete er sich langsam auf. Sein Kinn begann zu zittern, und seine Augen wurden feucht. Scheu ergriff er mit beiden Händen Schwenks Rechte, drückte sie fest und hauchte:

»Sie sind ein guter Mensch.«

Die Kellnerin, die in diesem Moment zu den beiden hinüberschaute, hatte zwar keine Ahnung, worum es ging, war aber von dem Anblick zutiefst gerührt.

Komisch, dachte Schwenk, als er die Treppen hochstieg, viele Leute glauben, wirksame Verkleidung gebe es nur in Büchern und bei »Kobra, übernehmen Sie«. Klar, wenn man versucht, jemandem, der einen genau kennt, mittels Verkleidung vorzumachen, man sei jemand anderer, wird das schwierig. Aber meistens geht es darum auch überhaupt nicht. Ein kleines bisschen Übung und kleines bisschen Material reichen aus, um sich mit Schnurrbart, Koteletten, etwas Make-up, Garderobe und kontrollierter Körperhaltung vorübergehend in eine so vollkommen andere Figur zu verwandeln, dass kein Zeuge der Welt bei einer Gegenüberstellung die geringste Chance hat. Hundertmal besser, als vermummt zu gehen, denn da sagen alle sofort, guck mal genau hin: Der da ist vermummt. Wenn man sich verkleidet, sagt keiner, guck mal genau hin, ein blasser, blonder Fahrradkurier mit Zopf und mächtiger voller Kuriertasche auf dem Rücken.

Alle unterschätzen immer gute Verkleidungen.

Und die Kunst des Nachschließens.

Die fette Katze schien sich über den unerwarteten Besuch zu freuen.

Sieben Minuten später saß Schwenk wieder im Sattel. Die Kuriertasche auf seinem Rücken wirkte nicht größer, war jetzt nur erheblich schwerer. Aber das wusste bloß Schwenk. Fühlte sich gut an. Und Koller dürfte auch glücklich sein.

Zu Hause war Schwenk gerade dabei auszupacken, als – auf die Minute zur besprochenen Zeit – das Telefon klingelte. Das Gespräch war kurz.

»So einen elenden Eindruck hat er auf mich gar nicht gemacht, wie ich mir vorgestellt hatte«, sagte Schwenk.

»Es ist nett von Ihnen, dass Sie das sagen,« sagte Koller, »aber es ist ungemein wichtig, dass Sie genau meine Anweisungen befolgen. Ganz besonders die für die Fahrt.«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte Schwenk.

Am nächsten Tag fuhr Schwenk mit ihm zu Koller nach Osterode. Unterwegs schaute er immer wieder in den Rückspiegel, um sich zu vergewissern, dass mit ihm alles in Ordnung sei.

Als er sich wieder auf den Heimweg machte und sah, wie Koller ihm zum Abschied nachwinkte, musste sich Schwenk, der sich nicht für sentimental hielt und sich jetzt bemühte, möglichst lässig-beiläufig zurückzuwinken, zweimal heftig schnäuzen. Eine solche Szene wie die auf diesem Osteroder Schotterparkplatz hatte er noch nie erlebt.

Zur selben Stunde saßen zwei ausnehmend höfliche Polizeibeamte bei der schrecklich erregten Frau Koller zu Hause in der Küche. Erst vor einer guten Stunde sei sie aus Osterode heimgekommen, wo sie gemeinsam mit ihrem Mann, der noch einen Tag geblieben sei, ihren Schwager besucht habe. Es war ihnen gelungen, Frau Koller so weit zu beruhigen, dass sie sich wieder im Stande sah, zwei hochwillkommene Becher Kaffee anzubieten. Es sei eine reine Routineangelegenheit und sie seien wirklich nicht daran interessiert, ob ihre Arbeit bei dem Einbruchsofper ordentlich angemeldet sei. Nein, Frau Koller sei keine Verdächtige und sie seien sicher, dass das Ehepaar Koller nichts zu verbergen habe, aber es komme überhaupt nicht in Frage, die Wohnung zu durchsuchen. Es gehe lediglich darum, alle Personen aus dem Umfeld des Einbruchsofper, die sich gelegentlich in dem oder in der Nähe des Hauses aufhalten, zu befragen, ob eventuell jemand sachdienliche Hinweise geben könne.

Fast war es den Beamten peinlich.

Bis weit nach Mitternacht saß Herr Koller im dynamisch klimatisierten Wintergarten seines Bruders und sprach voller Zärtlichkeit zu einem der weltweit vermutlich letzten hundert Exemplare des Verkannten Tundra-Zungenstendels – der, wie manche meinen, schönsten, mit Sicherheit aber einer der anspruchsvollsten und empfindlichsten aller Orchideen-Unterarten.

Er würde sich kümmern. Alles würde wieder gut werden.

»Und?«

»Was – ›Und?««

»Ja was wohl – atmet der noch?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Los, nimm ihm erst mal die Maske ab.«

»Ey, ich fass den doch nicht an.«

»Ich hab so eine schon mal gesehen, die sind aus Afrika.«

»Ach wirklich!?«

»Ich glaube. Oder Asien. – Ob der gesprungen ist?«

»Mann du hast vielleicht Nerven. Ich glaub nicht, dass jemand sich nackt auszieht, eine Holzmaske aufsetzt und dann aus Versehen vom Balkon fällt. Hat der sich gerade bewegt?«

»Hör mal, ich glaube, das ist der Krankenwagen.«

Humanitäres Phlegma

Von Nico Gagelmann

Vor mir lösten sich Massen junger Frauen mit ihren kleinen Kindern kniend in Wohlgefallen auf. Frauen durften die Moschee nicht betreten. Das stille Gebet eines jeden machte die Hitze, die von dieser unvermeidlichen Sonne ausging, in ihren Köpfen zur Nebensache. Wäre ich doch auch gläubig gewesen, dann hätte ich nicht ständig epileptische Versuche gestartet, meinen Schweißausbruch auf irgendeine Weise zu kontrollieren. Aber nichts da. Hier geblieben, du metaphysischer Pedant.

Es war Korritee – der Tag, an dem das Ende des Fastenmonats Ramadan in jedem muslimischen Land begangen wurde. In diesem Moment stand ich an einem Zaun, der das Areal einer schillernd weißen Moschee begrenzte, die am Rande der senegalesischen Stadt Diourbel jede Blechhütte vergessen machte. Die Stille wollte Tiefe sein, wollte selige Freiheit werden. Wie sie so alle die Stirn auf den weißen Marmorboden pressten, zupfte jemand an meinem klitschnassen Hemd. Ich drehte mich um und blickte in zwei fatale Augen. Sie waren aschgrau, durch und durch. Keine Pupille war zu erkennen. Keine Sklera. Nichts, was dem naiven, nach Menschen suchenden alltäglichen Verstand Beruhigung verschafft hätte. Zwei Lehmklumpen füllten die Höhlen eines Gesichts aus. Aus ihnen tropften Tränen, nicht traurig, nicht gerührt, sondern erbarmungslos trivial, wie selbstverständlich. Auf der Stirn tummelten sich Schweißperlen. Seine fleischigen, rosa-roten Lippen deuteten Bewegungen an. Zwischen ihnen kämpfte sich aber nur sacht ein erschöpftes Hauchen durch. Auf seinen Schultern flatterte ein zerfranstes, unsägliches Hemd. Unter ihm bemerkte man harte Konturen eines ausgezehrteten Körpers. Seine Arme waren zwischen den Stäben des Zaunes auf mich gerichtet – und dünn, unheilvoll dünn.

Vielleicht starrte ich ihn stirnrunzelnd an, gaffte ihn an wie eine Naturgewalt – leider sieht man in den qualvoll ehrlichsten Momenten nie sein eigenes Gesicht. Jedenfalls bedauerte ich ihn, und das aus reinstem Herzen. Aber habe ich ihm auch etwas Geld mitgegeben? Nichts anderes wollte er durch dieses Hauchen ja erbeten. Wie ich ihn anschaute, wollte so viel zur Sprache, zur Welt kommen, verkümmerte aber schon kurz vor meinem Bewusstsein, weil es vor so viel Sinn und Folgenhaftigkeit zugrunde gegangen wäre. Ich unternahm einen kläglichen Versuch, mir den Alltag dieses Jungen vorzustellen. Nichts zu machen. Konnte er mich überhaupt sehen? Wenn nicht, dann könnte sich mein Gewissen ja eigentlich heimlich davonstellen? Was macht es schon? Ein Freund von mir, gebürtiger Senegalese, sagte mir kurz zuvor, dass ich keine Almosen vergeben dürfte, weil ich ansonsten den Ansturm anderer sehnsüchtiger, junger Seelen erst recht nicht verkraften würde, geschweige denn überleben.

Die Situation war also hoffnungslos herzerreißend. Auf der einen Seite wehrte sich der Alltagsverstand, durch Routinen vor zu tiefen Gedanken gefeit, gegen jeden inneren Monolog. Andererseits geriet die tragische Gesinnung des Mitfühlens in einen Strudel tausendfältiger Gegenreden, die eine unerhörte Menge fragwürdiger Moralen der sogenannten Menschenwürde mit sich führten, so dass ein zu einfältiges Selbstbewusstsein geplatzt wäre. Aber dieses Zerren an den Grundmauern menschlichen Aushalten-Könnens ist doch gut, ist doch wunderbar. Niemand wurde mit einer Überzeugung geboren. Überzeugungen, Erfahrungen, Einsichten tun weh. Wer nicht mit sich selbst ringt – und das heißt, bis zum bitteren Ende – wird seiner niemals habhaft werden.

Ein Gefühl humanitären Phlegmas beginnt da, wo in einer solchen Situation wie der meinigen voreilige Schlüsse gezogen, aber dann doch nicht durchgesetzt werden. Voreilige Schlüsse sind Verklärungen. Aber in Fragen der von allen Medien heißgeliebten Menschenrechte werden diese Verklärungen noch von einem Ungetüm befallen, dem Gutgemeinten. Dem Jungen, allen Jungen Senegals, die in solchen Verhältnissen leben, muss doch geholfen werden. Den Menschen in autokratischen Staaten muss doch Freiheit geschenkt werden. Begriffe wie Freiheit und Leben, die durch jedes Höllenfeuer der

Ideengeschichte gegangen sind, um verstanden zu werden, werden heute mit wohlwollender Beliebigkeit legiert. Sie werden nur gesagt, um gesagt worden zu sein. Sie werden nicht schmerzlich verinnerlicht. Die Jugendlichen meiner – zivilisierten – Umgebung sind Autopropagandisten. Immer und immer wieder ebnen sie den Schlund der Bedeutungen in ein Plateau selbstverständlicher Sichtweisen – auf Meeresspiegelniveau. Freiheit und Leben ist selbstverständlich geworden, also egal. Nur, falls Berichte über Unterdrückungen und Nöte anderer veröffentlicht werden, schwingt jeder die schwerelose Keule der gutgemeinten Ad-hoc-Urteile. Bei allem Tun-Können vermögen wir nichts.

Die heutige Zeit wird durchwirkt von individueller Beliebigkeit. Medien, die aus allen Gebieten dieser Erde berichten könnten, gehen die Krisen nie aus. Normalerweise müsste jeder vor lauter Staunen über diesen selbstverständlichen Ausnahmezustand den Kopf verlieren. Aber das Ferne ist uns heute nicht nah genug. Kein Thema durchdringt uns. Was unser ganzes Dasein durchzieht, sind die Mechanismen, mit denen diese »Geschichten« aggregiert werden. Schmerz dauert, Krisen dauern, Berichte darüber aber nicht. Wie bei dem Effekt eines wahrgenommenen Stillstandes, sobald sich ein Rad schnell genug dreht, steht auch das Alltags-Bewusstsein vor unentwegten Ausnahmezuständen still. Man kommt gedanklich zu Nichts. Man reift nicht. Man lacht nicht mehr vor Scham – über sich selbst.

Der Anblick dieses Jungen vor zwei Jahren klebt in *meiner* Vergangenheit fest, trotz aller humanitären Schanden im Sekundentakt. Er *will* mir sprichwörtlich nicht mehr aus dem Kopf. Ich frage mich, wie sein Leben jetzt wohl aussieht. Was bewirkt er in mir? Allein, das ist eine verdammt schwierige Frage – eine verdammt gute.

Drei Bilder des Mars

Von Jonis Hartmann

Sturmwolken.

Ein bisschen Gischt im Gesicht. Salziges Wasser, aus den Wogenkämmen herausgelöst. Ein Plastikboot stemmt sich gegen die aufgewühlten Elemente. Den Außenborder hält *Er* höchstpersönlich. Der Besitzer des Bootes sitzt zusammengekauert am Boden. Er hat Angst. Lieber mit seinem Boot untergehen, als an Land gesperrt sein und dabei zusehen. Er glaubt an Verbindungen. Verbindungen zwischen dem, was man anfasst, dem, was man ist, und was passieren würde, wenn man es im Stich ließe. Die Reiche kommen und vergehen, sagt er. Jetzt hat er Angst, aber er lässt nichts im Stich. Er hockt am Boden seines Bootes und sieht, wie sein Reich von einem Usurpator gesteuert wird. Der Himmel ist unfassbar dunkel auf der einen Seite. Die andere Seite Richtung Land noch immer strahlend hell. Ein coelisches Yin und Yang, das dennoch niemandem unter seinem Schirm ausgeglichene Ruhe verleiht. In eilig gebuddelten Löchern, zusammen mit dem Vieh und unnötigem Hausrat, drücken sich Familien auf den Boden. Wellblechpaletten werden noch mit Steinen beschwert, bevor der Vater und die Brüder zu den Ihren hineinkriechen. Der Wind heult. Er greift in die Öffnungen, rüttelt und reißt, ist selber doch nur der Vorbote von etwas *Anderem*, das bald über diesen Teil der Erde hereinbrechen wird. Jedes Jahr ungefähr zweimal.

Das Plastikboot kommt nicht voran. Der hohe Wellengang wirft es zurück. Der Usurpator steuert, als wäre Sisyphos tatsächlich glücklich gewesen. Im Wellental ist es schwarz. Auf den Gipfeln perlt der Schaum und reflektiert winzige Lichtpunkte. Die graue Illumination ist zu beängstigend, um deprimierend zu sein. Der Usurpator hat zwischen seinen Knien einen spezialisiert anmutenden Rucksack. Er wird von einigen Gegenständen in seinem Inneren ausgebeult. Die Kleidung des Usurpators besitzt einen nicht minderen Grad an Spezialisierung. Individuelle Cargo-Hosen, -Hemd und taschenreiche Weste, auf dem Kopf eine zur Stirn geschobene Fliegersonnenbrille, um den Hals baumelnd ein zauberhafter Belichtungsmesser. Für welches Licht?

Das hagere Gesicht dieses Gottes im Kampfanzug ist ruhig. Keine Miene, kein Blick, kein Ton auf den Lippen. Das Boot wird einfach nur gesteuert. Sein Besitzer kauert auf dem Boden. Er ist wie gelähmt. Er konsumiert den Lauf der Dinge um sich herum, ist ein Ding im Lauf der Dinge. Unteilbar, abgeschlossen, gleichgültig. Seine Angst ist ihm ein Umhang. Er wärmt wenigstens.

Dann Schüsse, Megaphonfragmente, mehrere Scheinwerferkegel durch die Szenerie huschend. Der Usurpator gebannt. Seine Augen zum Spalt verengt. Niemand zu sehen. Geschosse dringen in die See. Oben auf den Wellenkämmen ist das Feuer präziser. Die beiden Menschen im Boot hören die Projektile dicht an sich vorbeipfeifen. Dann wieder ein Wellental. Darin Stille. Das Megaphon verliert sich. Der Usurpator versucht, im Schatten der Wellen zu fahren. Parallel zu den Kämmen. Sein Gesicht ist regungslos, seine Bewegungen vollziehen sich mit Ökonomie. Wie der Eiskönig auf Schlittschuhen.

Aus heiterem Himmel wird der Besitzer getroffen. Überrascht zuckt er zusammen. Die Augen sind ungläubig aufgerissen, der Arm blutet. Er schüttelt den Kopf. Obwohl er sich kaum halten kann, nähert er sich dem Usurpator und hält ihm seinen Arm entgegen. Kann man dem Besitzer vorwerfen, sich am Boden des Bootes gehalten zu haben? In Deckung gewesen zu sein?

Der Usurpator zuckt die Schultern. Er hat eine noch originalverschweißte Mullbinde in seiner Weste. Er reicht sie dem Besitzer, der sie ihm aus der Hand reißt. Er beißt vor Schmerz die Lippen zusammen, während er sich wieder auf den Boden hockt und sich ein Taschentuch auf die Wunde drückt. Es ist sofort durchtränkt. Die Mullbindenverpackung ist resistent gegen seine Öffnungsversuche. Der Usurpator schüttelt den Kopf. Seine Mundpartie öffnet sich und zeigt seine Zähne. Er lässt sich auf den Boden des Bootes

fallen. Der Motor wird mit den Füßen eingeklemmt und jetzt im Liegen gesteuert. Der Besitzer hält ihm erneut seinen Arm entgegen. Er erträgt den Schmerz stillschweigend. Ein Druckverband wird angelegt. Lehrbuchmäßig. Danach Schulterklopfen. Der stachelige Ring aus Beschuss und Scheinwerfer scheint wenig später verschwunden. Stattdessen Katzen und Hunde vom Himmel. Der Usurpator wieder stehend am Heck. Ein Hauch von Normalität ist eingekehrt.

Zwischen den Wellen taucht der rostige Kahn auf. Wie eine langsam versinkende Insel wird er von den Wassermassen überspült. Zwei Ankerketten straffen und entspannen sich. Blitze erhellen für kurze Augenblicke die Ansammlung auf Deck. Menschliche Skelette reihen sich dicht an dicht bis an die äußersten möglichen Plätze. Sie stehen apathisch trotz des Unwetters, aber was hätten sie auch anderes tun können? Es ist kaum Platz auf dem Boot, um sich einmal um sich selbst zu drehen.

Der Usurpator drosselt den Motor und sucht in aller Ruhe seine Ausrüstung aus seinen vielen Taschen zusammen. Um sie aufzubauen und sensationelle Fotos zu machen, brauchte er Minuten.

»Schildern Sie uns bitte ihre Empfindungen vor Ort. Ich meine, als Sie die Menschen auf dem Schiff sahen.«

Es wird nicht sofort geantwortet. Die jenseitigen Augen sagen wesentlich mehr als jedes Wort aus dem dünnlippigen Mund. *Wissen um unbeschreibliches Grauen*, notiert sich der Protokollant. Wenn diese Lippen jetzt Laute wie »herzzerreißender Anblick« oder »grauenvoller Zustand« bilden würden, wäre die Situation nicht halb so verstörend für die beiden jungen Interviewer. Eine Schulzeitung. Hohe Ideale.

»Keine Empfindung außer dem Gedanken, dass das Licht schwierig zu nutzen ist.«

»Das ist alles? Und der Anblick?«

Schweigen. Langsames Augenaufschlagen,

»Aber Sie hätten doch irgendwie eingreifen können! Hilfe aus der Luft hätten Sie ordern können! Die Koordinaten waren ihnen bekannt! Mit ihren Verbindungen! Das geht immer, wenn man will. Man kann doch nicht einfach zwei Päckchen Ritter Sport auf ein halbverhungertes Flüchtlingsschiff werfen!«

»Ich habe keine Ritter Sport geworfen.«

Er spricht ruhig. Jede Bewegung wirkt belastet. Dieser Mensch könnte lustige Clownereien vorführen, allein niemand käme auf den Gedanken zu lachen.

»Ist Perfektionismus ihr eigentlicher Antrieb?«, will der zweite Interviewer wissen. Ein intelligent dreinblickender Junge mit einer bewussten No-tag-Kleidung.

»Ja, das ist in Teilen korrekt. Dass man nicht nah genug dran war, wenn das Bild nichts wurde, hat etwas mit Mentalität zu tun. Man kann sich nicht vom Links oder Rechts abbringen lassen. Das sind Sirenengesänge, verstehen Sie? Odysseus hätte seinem Geschlecht den Untergang gebracht, wenn er sich nicht über die Gefahren des Links und Rechts im Klaren gewesen wäre.«

»Aber Sie! Sie sind nicht unsichtbar!« Der No-tag-Junge ist aufgebracht. »Sie sind ein Mensch. Und als Mensch ist es doch ihre erste Pflicht zu helfen. Was hat der zu Tode gefolterte davon, seinen verstümmelten Torso auf der Titelseite eines konsumentenorientierten Magazins zu finden? Das ist nicht die Art Hilfe, von der ich spreche. Wenn jemand Geld irgendwohin spendet, meine ich. Das ist ein Freikaufen. Hilfe bedeutet Helfen vor Ort, Sie sind vor Ort gewesen und haben nicht geholfen. Die Menschen auf dem Schiff sind verhungert, ehe alle möglichen Leute ihre Bilder beim Frühstück in der Hand haben und ein kleiner Prozentsatz von denen womöglich dann zur Bank geht.«

Der interviewte Fotograf wendet sich ab und trinkt von einer Flasche stillen Wassers. Er schaut in die Ferne hinter den weißen Wänden des Zimmers. Er bietet den beiden echauffierten Jungen zu trinken an.

»Ich schätze Ihre Arbeit«, sagt er zu ihnen. »Es ist wichtig, dass jeder seine Mission findet.«

An der Wand des sauberen Raumes hängen Fotos. Das Abgebildete ist derart unfassbar, dass sich die beiden Jungen zusammennehmen müssen, um sich nicht zu übergeben. Nach einer Weile sagt einer von ihnen:

»Warum machen Sie das eigentlich?«

Der Fotograf hatte diese Frage wahrscheinlich häufiger gehört, als er auf seinen Auslöser gedrückt hatte.

»Ich bin nur ich«, sagte er mit seinen jenseitigen Augen. »Meine Mission«, murmelt er hinterher.

»Wie können Sie noch weiterleben, nach dem, was Sie alles mit angesehen haben?«, will der erste Junge stirnrunzelnd wissen.

»Ich weiß es nicht.«

»Machen Sie ... ich meine, befinden Sie sich in psychiatrischer Behandlung. Entschuldigen Sie diese Indiskretion.«

»Nein.«

Entweder geschah noch etwas oder das Interview würde bald beendet sein. *Ein langweiliger Mensch. Überraschenderweise. Irgendwie verzweifelt. Routiniert verzweifelt*, notieren die Jungen.

»Nur noch eine Frage, bitte.«

»Bitte. Fragen Sie.«

»Würden Sie jemanden eigenhändig erschießen können?«

»Ja.«

»Wen?«

»Den Praktikanten, der Robert Capas Filme vom D-Day geschmolzen hat.«

Das zerklüftete Gebiss der Hochhäuser ragt mit seinen Löchern, Speiseresten und belegten Schmelzen aus der Landschaft heraus. Graue Himmel schütten ihre Schmutzwasserladungen auf die Fassaden. Ein roter Punkt hinter einer Gardine. Bewegungslos. Seine rote Farbe in verschiedenen Facetten pulsierend. Das ist das Alphakind. Es beobachtet sich selbst und stellt fest, dass es mit sich zufrieden ist.

Canonball schüttelt den Traum ab, reibt sich die Augen, Tageslicht fällt in den Raum. Hohe Decken, ein großes Metallbett. Romantischerweise liegt er nicht allein darin. Er betrachtet seinen Partner, der auf dem Bauch zwischen die weißen Decken gewickelt liegt. Perfekte Haut, wohltrainiert, volles Haar. Canonball, so genannt für drei seiner Vorlieben (die Musik von C. Adderley, die Marke seiner favorisierten Kamera und die Sujets seiner Fotos), sieht an sich selber herab. Ein Körper, wie man sich Moby Dick vorstellen würde: Narben, Splitter, Harpunen, aufgerissen, zugenäht, kahle Stellen, polychrome Gliedmaßen ... aus allen Teilen der Welt. Souvenirs großzügiger Schenker. Er befühlt die Gegend seines Herzens. Der eine Durchschuss einige wenige Zentimeter links vorbei. Das war ein wütender Bauer aus Farclandia gewesen. Ein Kollege hatte damals im richtigen Moment auf den Auslöser gedrückt. Er lächelt in sich hinein. Ein Polaroid. Es zeigte ihn, wie er nach hinten geschleudert wurde, die Kamera noch vors Gesicht gedrückt, ein Blutwölkchen an seinem Rücken. Noch vor der Not-OP verlangte er, dass ihm das Polaroid gezeigt wurde. Er lächelte damals sein Abbild an. Etwas schmerzgefüllter als jetzt.

In dem spärlich möblierten Zimmer hängt ein kleines Portrait Robert Capas an der Wand. Canonball nimmt sich einen Schluck stilles Wasser. Mit der anderen Hand streichelt er Ross, seinen Lebensgefährten. Ross war noch nie außerhalb ihrer beider Stadt gewesen. Es interessierte ihn einfach nicht. Er war groß im Internet. Vertrieb Logos, digitale Wasserzeichen, manchmal Animationen rund um den Globus. Die ganze Welt stand Schlange auf seinem Server. Er chattete mit Südchile, Kiribati oder Novaja Semlja. In seiner Vorstellung schmeckten die Burger, die Donuts überall gleich. Warum sich die Mühe machen? Er war glücklich, Canonball zweimal die Woche bei sich zum Schlafen zu haben. Er ging gern ins Kino, Nachrichtensendungen mied er genauso wie Kriegsfilme. Er schaute außerdem gerne im Zoo vorbei. Nicht der Tiere, sondern der Kinder wegen, die vor Entzücken außer Rand und Band gerieten, jedesmal wenn sie den Bären sahen. Ross war ein feiner Kerl.

Es klingelt an der Tür. Ross rührt sich nicht. Canonball schlägt die Decke zurück und schlüpft in schlicht-elegante Pantoffeln. Auf dem Weg zur Tür ein Blick auf Ross.

Als Ross mehrere Stunden später erwacht, ist die Sonne schon auf der anderen Seite des Lofts. Er gähnt lange. Zufällig berührt seine Hand einen Zettel an der Wand. Er kennt so was. Fotografenart, sich zu verabschieden.

»Aha, vermutlich Ölquellen im Naturschutzgebiet. Mord und Totschlag. Ein verzweifeltes schwarzes Goldrausch. Outlaws. Time Magazine. Klar.«

Er schlurft in die Küche. Dabei zerknüllt er den Zettel und wirft ihn in den Müllschacht. Als er die Klappe öffnet, zieht ein angenehm kühler Hauch in die Küche. Spätsommer.

Träger Verkehr. Magazine in der Post. Espressomaschine läuft tadellos. Bald setzt er sich an seinen Rechner. Stöbert in den Mails, schließt einige Verträge mit einer Firma aus London, die neue Soundlogos bestellt. In den Straßen tönen Sirenen. Er wäre gerne einer dieser Superhelden mit Anzug und einer bestimmten phänomenalen Eigenschaft. Die hatte er zwar noch nicht an sich entdeckt, jedenfalls keine altruistisch verwendbare, aber ein rosa Neopren-Trikot hatte er sich schon schneiden lassen. Es hing in einem Unterwasserschrank neben dem normalen Kleiderschrank.

Im Kinoprogramm läuft der neue Blockbuster der Pixar-Studios. Ross reagiert sofort und telefoniert mit Peter, seinem besten Freund diesen Sommer. Sie verabreden sich für heute abend in dem netten Eckkino. Das ist kleiner und persönlicher als die Multiplexhallen, in denen man schwer eine Beziehung zu seinem Sitz aufbauen kann.

Sein Wok ist im Einsatz, er isst mit Stäbchen, aus den Boxen ertönt Meditatives. Er denkt an den Kampf um neue Ölquellen, ziemlich überflüssig, sowas. Sein ganzes Leben ist fußläufig erreichbar. In seinem Reich müsste es Öl definitiv nicht geben. Aber welcher Kampf auf Leben und Tod ist aus der Ferne schon nachvollziehbar? Gotteskrieger oder machtgierige Eroberer sind an sich so unvorstellbar, dass Ross sie beinahe für eine Erfindung der Medien hält. Seinem Freund Canonball offenbart er es nicht. Für Ross sind Bilder gleich Bilder. Er schaut durch seine Fotografien hindurch, wenn er auf Ausstellungseröffnungen geladen wird, schäkert mit den Exhibit-Chicks, wartet, dass die Interviews, die Pressekonferenzen mit Canonball vorbei sind. Er denkt an dessen Zärtlichkeit. Seinen narbigen Körper. Der so tapfer ist. Er sucht den Kitzel.

Ein Postbote wird Ross eine Zeitung in die Hand drücken. Dort wird er die verstörende Meldung lesen, dass der berühmte Kriegsfotograf Canonball Schmidt in Alaska einer Lungenentzündung erlegen sein wird. Das würde dann zwei Wochen nach dem an diesem Morgen aufgefundenen Zettel sein.

Das nächste hEFt erscheint am 27. Juni 2014

Offene Redaktion: 30. April

hEFt-reliest: 27. Juni

Redaktions- und Anzeigenschluss: 23. Mai

Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Blühende Landschaften

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Blühende Landschaften«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Comic Atac, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, KLANGGERÜST, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang, Zuckerdose // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Weimar** ACC, mon ami

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



Autor/innenverzeichnis

JESSY ASMUS, Jg. 1987, wohnt in Erfurt und studiert in Weimar Visuelle Kommunikation, dieschwarzegans.wordpress.com // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // ANNA MARIE BRATFISCH, Jg. 1994, lebt und arbeitet als Online-Journalistin in Sömmerda // ANDREAS BUDZIER, Jg. 1984, geboren in Neubrandenburg, Studium Germanistik und Literaturwissenschaft in Erfurt und Greifswald, Mitbegründer der LEA – Lesebühne Erfurter Autoren, Vorsitzender des Highslammer e.V. // NICO GAGELMANN, Jg. 1990, geboren in Oranienburg, Schule und Abitur in Senftenberg, studiert Biologie in Jena // JONIS HARTMANN, Jg. 1982, geboren in Köln, aufgewachsen im Ruhrgebiet und in Hamburg // Studium der Architektur in Weimar, Rom und Kassel. Arbeitet nach dem Abschluss an seiner Dissertation. Veröffentlichungen in Zeitschriften. 2011 Aufenthalt in Hong Kong. Danach fester Wohnsitz in Hamburg. Letzte Veröffentlichung: Mondo Kranko. Stories im Chaotic Revelry Verlag Köln 2013 // EUGENIA HEIM, Jg. 1987, aus Nowosibirsk, über Moskau, St. Petersburg, Köln, Abrau Dürso und Nürnberg in Erfurt gelandet. Sie ist der festen Überzeugung, dass ein Mensch, der nicht mit sich selbst spricht, komisch ist (und nicht anders herum) // CAROLINE HEMMANN, 23 Jahre, Grafikerin und Autorin aus Erfurt // REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, Erfurt // MARIA HUTMACHER, Jg. 1990, mag tiefe Bässe und Licht und Menschen // STEFAN KOLWALCZYK, Jg. 1988, lebt in Erfurt. Neben dem Dasein als Student der Visuellen Kommunikation ist er Teil von GREATMADE, dem Kollektiv für Schrift, Grafik und Illustration in Erfurts erstem Wächterhaus. Wenn er gerade keinen Stift in der Hand hält, fährt er Rennrad, füttert Ponny's oder macht andere wahnsinnig uninteressante Sachen und träumt davon, das auch in Zukunft tun zu können. www.greatmade.de // STEVE KUSSIN, Jg. 1984, lebt als freier Autor und Schauspieler in Jena // PETER LAUENSTEINER, Erfurt // JÖRG MÜLLER, Jg. 1982, lebt in Erfurt, Autor bei der Lesebühne Erfurter Autoren LEA und Mitglied im Erfurter Autorennetzwerk Highslammer e.V. // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // JOSEF SACHS, in Karl-Marx-Stadt geboren, wohnhaft in Leipzig, fotografiert mehr s/w als bunt, entwickelt selbst und belichtet selbst, mag es, die ungestellten Szenen/Momente festzuhalten, die der Alltag zu bieten hat, arbeitet ohne Photoshop // TIM SEIDEL, Jg. 1991, geboren in Meißen, studiert Germanistik und Anglistik an der Uni Erfurt, Redakteur Studentenzeitung »Zett-eL« (Uni Erfurt), Magazin »campuse:cho«, Studentenzeitung »Lemma«, 2014 Gründer und Chefredakteur der Satirezeitschrift »Das Streichholz« // ANGELINA URBANCYK, 23 Jahre, Studium der Germanistik, Psychologie und Sprechwissenschaft an der FSU Jena, aktives Mitglied der Erfurter Schreibgruppe, LEA-Begeisterte. Singt, tanzt, klampft und schreibt sich weg vor dem ach so üblen Ernst der Welt // TOMMY SCHWARZBACH WEDEKIND, 24 Jahre, lebt auf Bühnen, in Ateliers und für die Musik // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt // THERESA WZOREK, Jg. 1989, hat auch schon mal in Erfurt gelebt, findet Nazis scheiße

